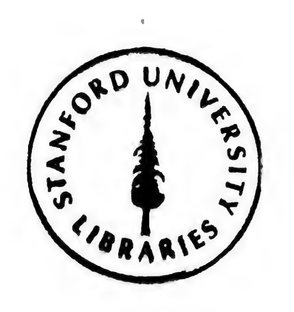



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Das Junge Deutschland.

Ein kleiner Beitrag

zur

Literaturgeschichte unserer Zeit

von

Feodor Wehl.

Mit einem Anhange

seither noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt,
H. Laube und K. Gutzkow.

Hamburg.
Druck und Verlag von J. F. Richter.
1886.

Vorwort.

Die nachstehende Schrift erhebt keinen Anspruch darauf, über die Werke derjenigen Schriftsteller, die sie behandelt und welche man als „Das Junge Deutschland" bezeichnet hat, ein irgendwie eingehendes Urtheil abzugeben. Sie beabsichtigt vielmehr nur einiges Material und die bescheidene Grundlage zu einem solchen Urtheil dadurch zu liefern, daß sie sich bemüht zeigt, aus ihrer Zeit und dem persönlichen Verkehre mit ihnen diejenigen Momente heraus zu heben und mitzutheilen, die dafür von Bedeutung und Einfluß sein können.

Es war dem Verfasser vergönnt, eine Reihe von Jahren denselben nahe zu stehen und mit ihrer Freundschaft zugleich ihr volles Vertrauen zu genießen.

Rückhaltslos haben sie oft in Gesprächen und Briefen ihr innerstes Herz ihm aufgeschlossen und ihm Bekenntnisse gemacht, die er in theilnehmender Seele wie ein Evangelium bewahrt hat. So lange jene hervorragenden und erleuchteten Geister unter den Lebenden weilten, vermochte er es nie über sich zu bringen, mit diesen Aeußerungen hervorzutreten, denn er wollte ihnen nicht vorgreifen, weil es ihnen ja selbst etwa einfallen konnte, Dieses oder Jenes davon vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Jetzt aber, da sie alle heimgegangen sind und so Manches noch zu sagen ist, was ihr literarisches Wirken, ihre Stellung in der Welt, ihr geistiges Ringen und Kämpfen, ihr ganzes „Hangen und Bangen in schwebender Pein" zu beleuchten und zu erläutern imstande sein dürfte, jetzt glaubt er keinen Anstand nehmen zu sollen, die Gefühle und Gedanken, Hoffnungen und Wünsche, Freudenrufe und Seufzer an's Licht zu ziehen, die sie erfüllten und kund gegeben. Alle diese Autoren des jungen Deutschlands sind mehr oder weniger Vorläufer der Geschichte, die wir heute erleben, sind deren Mitbegründer und Stifter. Jeder von

ihnen hat als ritterlicher Marquis Posa vor dem Genius unseres Vaterlandes gestanden und für Schiller's Gedankenfreiheit gesprochen. Der Zug für diese ist der geistigen Physiognomie eines jeden von ihnen aufgeprägt und leuchtet von ihrer Stirne. Gerne sei eingeräumt, daß sie Größeres wollten, als sie geleistet haben. Aber eben die Ursachen und Gründe zu erklären, warum dies der Fall war und sein mußte, das mag dem Ueberlebenden gestattet sein, der, eingeweiht in ihre geheimsten Empfindungen und Pläne, in ihre glücklichsten Träume und bittersten Enttäuschungen, sich wohl ein wenig das Recht zuerkennen darf, ein Wort zu ihrem Verständniß und, wo es angebracht ist, zu ihrer Vertheidigung zu sagen. Sie sind Alle viel angegriffen, verkannt und mißhandelt worden, ja, sie thaten sich zu Zeiten unter sich selbst das schreiendste Unrecht. Es war eben eine zersetzende, in sich gespaltene und zerrissene Epoche, in der sie lebten und schrieben. Ein hamletischer Odem wehte über Deutschlands politischem Boden. Es ging ein strenger und schneidender Wind, die „Morgenluft" eines neuen deutschen

Zeitalters, und diese Morgenluft mit ihren feuchten Nebeln, ihrer grauen Dämmerung und ihrer anfröstelnden Kühle verwirrte und verblendete die Geister, die als Schildwache auf der Terrasse des Jahrhunderts standen. Es war ein beständiges Werdarufen und Hellebardenkreuzen. Kein Wunder, daß Freund und Feind in dieser unheimlichen und verhängnißvollen Frühe eines anbrechenden Tages zu Schaden kamen.

Jetzt, da dieser Tag hell und licht vor unsern Blicken liegt, jetzt mag es wohl am Platze sein, uns in jenes Frühdunkel zurück zu versetzen und uns Menschen und Umstände, die wir im Finstern wirrig durcheinander geknäult sahen, einigermaßen klar zu machen.

Nichts als dies bezweckt diese kleine Schrift und ihr Anhang von Briefen. Sie wollen Streiflichter auf Personen und geschichtliche Lagen werfen, die wir Alten kannten und selbst erlebten, aber die die heutige Jugend kaum noch faßt und begreift. Spätere Literaturgeschichtsschreiber werden vielleicht nicht achtlos daran vorüber gehen.

Schöpft der Eine oder der Andere von ihnen gelegentlich daraus, wird hier oder dort ein junges Gemüth dadurch zu pietätvoller Einsicht und Erkenntniß in literarischen Dingen der Neuzeit gebracht, so hat dies kleine Buch sein schönstes Ziel erreicht!

Ludwigsburg, am 30. Juli 1885.

Feodor Wehl.

Ein französischer Akademiker hat die Aeußerung gethan, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft sei und der herbe und strenge Karl Immermann sang eben so schön als wahr:

Das Weltgeheimniß liegt nirgendwo; es ist nicht hier und nicht dorten:
Es wiegt sich wie ein unschuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Die blühenden Worte des Sängers sind darum kein bloßes Erzeugniß des Zufalls, keine müßigen Hirngespinnste, keine leeren Erfindungen verlorener Träumer. Sie sind Produkte der Zeit, sie sind Geständnisse der Geschichte. Die Geschichte hat keinen Schmerz, und wenn er auch noch so heimlich und verstohlen wäre, der seine Thränen nicht in die Literatur geweint hätte; keine Wonne glorreicher Thaten oder großer Gedanken hat sie beseelt, die nicht in sie hinein ausgejauchzt worden wäre. Jede echte, wahre Volksliteratur ist das seelenberauschende Leidvoll und Freudvoll einer ganzen Nation. Die Literatur ist jene kunstvoll gewundene und geformte Muschel, die an's Ohr unseres Geistes

gelegt, uns das Lebensrauschen eines Volkes durch ganze Jahrhunderte hin vernehmen läßt.

Freilich muß man zu hören verstehen, ein Verstehen, das uns Literaturgeschichten der gewöhnlichen Art allerdings nur selten lehren, weil die zwölfte, gewöhnlich aus elf vorhandenen zusammengestellt, nur die Werke, nicht die Verhältnisse und Zustände in's Auge faßt, welche sie entstehen machten.

Was uns betrifft, so wollen wir einmal umgekehrt uns weniger an die vorhandenen literarischen Schöpfungen, als vielmehr an die Zeit und die Menschen halten, aus denen die Literaturepoche hervorgegangen ist, mit der uns hier zu beschäftigen wir uns vorgenommen haben.

Sie ist eigenthümlich und wunderbar genug erfüllt von seltsamen Absichten, von erhabenen Wünschen und lächerlichen Plänen, von literarischen Heldenthaten und Donquixotiaden. Mehr Lärm hat jedenfalls kaum eine andere Literaturperiode vor ihr gemacht. Sie ist eine Art Geistesrevolution, die sich in langen und furchtbaren Kämpfen austrägt. Sie hat ihr Jena wie ihr Waterloo, ihren Kaiser Napoleon wie ihre Legitimität.

Aber um ihre Entstehung und ihr Werden zu begreifen, müssen wir zuvor einen Streifblick auf die literarischen Verhältnisse und Zustände vor ihr werfen.

Vor Schiller und Goethe haben wir die soge-

nannte Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, eine Periode, die von Goethe und Schiller in ihren poetischen Anfängen zwar eine Zeitlang lärmend genug getheilt, aber bald in ihren weiteren Schöpfungen würdig überwunden worden ist. Dann folgt mit Goethe und Schiller die eigentliche Genieepoche, die unser klassisches Zeitalter bildet und hinter dieser, in seltsamen Widerspruche dazu: die romantische Schule, die schließlich von dem sogenannten Jungen Deutschland mit einem großen Aufwande von Geist und Witz über den Haufen geworfen ward.

Daß es so kommen mußte, ist leicht zu verstehen. Die romantische Schule bildete sich zur Zeit jener schnöden Reaktion, die nach den Befreiungskriegen eintrat. Der gewaltige Kampf gegen den französischen Usurpator hatte das Deutschthum wachgerufen. Man war auf die Glanzzeit unseres Vaterlandes, auf das Mittelalter zurückgegangen, in dem die Ottonen und Hohenstaufen von einem Weltreiche träumen durften. Diese und andere Träume nahm die romantische Schule auf, die sich künstlich mittelalterlich stimmte. Das Ritter- und Mönchthum, das Drachen- und Zauberwesen begann in der Literatur zu spuken. Nur Wenige der ganzen Richtung hielten wie Ludwig Uhland aus der mittelalterlichen Stimmung und Kunst heraus, den Blick frei für das moderne Leben und die moderne Zeit. Die Meisten verloren sich darin wie in eine Sackgasse

von gothischen Bauwerken oder wie in ein Kloster. Die deutsche Dichtung wurde versessen, einsiedlerisch, schrullig oder auch gradezu toll.

Die romantische Schule ist ein kurioser Zeitabschnitt unserer Literatur, ein Zeitabschnitt, den Heinrich Heine mit pikantem Reize geschildert hat, und welchen wir in seinem Verhältniß dazu noch später eingehend zu betrachten haben werden. Einstweilen haben wir hier nur anzuführen, daß unsere Literatur in dieser Schule sich schließlich dem Volke ganz entzog und in Gefahr kam, darin zu verrotten.

Es wurde also nöthig, sie daraus zu erlösen und dies Erlösungswerk vollbrachte das Junge Deutschland, aufgestachelt und getrieben hauptsächlich von dem Esprit, den wir nicht kurzweg mit Geist übersetzen dürfen, sondern in dem wir vielmehr nur eine jeweilige Eigenart, einen gewissen Zustand des Geistes zu erkennen haben, der in unserer Literatur eine besondere Macht und Geltung durch das Judenthum erhielt, welches sein hauptsächlicher Träger war und ihm die glänzendsten Illustrationen schuf.

Um dies inne zu werden und begreiflich zu finden, genügt es nicht: die Geschichte und das Wesen der Juden einen Moment in's Auge zu fassen, sondern wir müssen auch einen Blick auf unser eigenes Volk, auf die Deutschen werfen.

Es mag seltsam klingen, aber doch ist es wahr, wenn wir sagen: Als Deutscher wird man nicht geboren, man muß es werden. Man muß sich dazu erziehen, dazu bilden. Das Deutschthum ist der Idealismus unserer Nation. Bei Franzosen, Engländern und andern Völkern ist die Nationalität eine ganz reale Sache, die ihnen angeboren ist, wie ihre Sprache, ihre Nase, ihre Arme und Beine. Sie kommt fix und fertig mit ihnen auf die Welt.

Diese Völker mit ihrer zu Stande gekommenen Nationalität wiesen das Judenthum ab oder nahmen es in sich auf. Ein Verhandeln, Parlamentiren oder Vergleichen gab es nicht. Anders war es in Deutschland. Hier fand das in seiner eigenen Nationalität zertrümmerte, in allen Schmerzen der Welt umhergetriebene, alle Wundenmaale der Zeit im Herzen tragende Judenthum ein Volk, das in seiner Nationalität nicht weniger zerschlottert erschien. Das Deutschthum war nicht angethan dem Judenthum zu imponiren, es mit sich fortzureißen, ihm Halt und Stütze zu sein. Der deutsche Jude bekam mit dem Deutschthum nur ein Leiden, einen Schmerz mehr. Er stand doppelt aus.

Das gab und mußte seinem Wesen eine ganz eigene Verfassung geben. War dasselbe durch harte Schicksale, durch Druck aller Art doch lange schon im

Innersten erschüttert und gebeugt. Es vermochte neue Prüfungen nicht mit Gemessenheit und Ruhe zu ertragen: es ward bitter, zeternd aufgeregt, vielfach frivol oder auch mit jenem Witz gesegnet, den manchmal das Unglück zu verleihen pflegt.

Aus allen diesen Eigenschaften nun erzeugte sich der literarische Esprit, als dessen strahlendste Incarnation Rahel Levin zu betrachten ist, welche Varnhagen von Ense heirathete und durch die Veröffentlichung ihrer Briefe und ihrer Aussprüche zu einer epochemachenden Erscheinung in unserer modernen Literatur gestaltet hat. Obschon sie keine Romane, keine Gedichte, überhaupt nichts von eigentlich literarischen Werken gab, errang sie sich doch eben vermöge jenes Esprits den weitgreifendsten Einfluß auf Leben und Kunst unserer neuesten Literaturperiode. Es ist nicht möglich, eine Literatur-, Zeit- und Sittengeschichte von dem Anfange unseres Jahrhunderts zu liefern, ohne Rahel eine Stelle darin finden zu lassen, eben weil sie, wie gesagt, die erste und leuchtendste Illustration dieses Esprits ist, der bei ihr in tausend Witz- und Schlagwörtern zum Vorschein kommt und so prickelnd und allbeherrschend in ihr ist, daß sie auch bei Andern nach nichts mehr als nach Einfällen verlangt. „Es giebt recht wenig Menschen, die Einfälle haben," seufzt sie, und sie vermißt diese Einfälle denn auch überall in der

Kunst, wie z. B. im Spiel der Sophie Schröder als Medea, im Gesange der Anna Milder, und was die Catalani ihr so interessant erscheinen ließ, war eben nur der Einfall, der zwischen den Noten gemacht wurde und von dem sie schreibt, daß Niemand ihn zu bezeichnen wüßte, sie selbst es nur mündlich thun könne.

Der Einfall war eben ihr Element und zwar in solcher Art, daß Theodor Mundt ganz recht hat, wenn er sie eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken nennt und von ihr behauptet, daß sie „wie eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele wälzte und daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen hersagte.“ 1813, als alle Welt Napoleon für abgethan erachtete, schrieb sie aus eben dieser ahnenden Seele an Varnhagen:

„Könnten wir wohl diesen Krieg gewinnen? und in Ruhe uns sehen! Alle hoffen, ich fürchte noch, und denke Napoleon muß noch etwas Außerordentliches thun.“

Und dieses Außerordentliche trat denn in den hundert Tagen auch schreckhaft genug aus dieser Ahnung in die Wirklichkeit herein. Schon aus den frühesten Schriften des Adolphe Thiers, von dem man damals wenig wußte, erkannte sie, daß er Anlage zum Staatsmann hatte.

Sieht man diese und viele andere ihrer Divinationen und Prophezeihungen rascher oder langsamer in

Erfüllung gehen, so kann man nicht umhin, in ihr in der That eine Sibylle unserer modernen Literatur zu erkennen, die Aussprüche thut, welche wie heilige Orakel tönen und in ihrer geheimnißvollen Fassung und mystischen Kürze der empfänglichen Seele wirklich eine Vorstellung von dem Schauer jener Delphi'schen Verkündigungen geben, von denen uns die alten Griechen erzählen. Auch hat es in Wahrheit nicht an solchen gefehlt, die zu ihr gewallfahrtet kamen und ihren Worten mit einer hingebenden Andacht lauschten. Was Berlin, Wien, Dresden und kurz ganz Deutschland an bedeutenden Menschen und Geistern zu jener Zeit aufzuweisen hatte, das sehen wir um sie geschaart, und wir begegnen in ihrer Umgebung Staatsmännern, Helden, Gelehrten, Dichtern und Künstlern in der allerbuntesten Gruppirung und von der verschiedensten Geistesrichtung, aber einig alle in dem Hinblick auf sie, die das Herz und das Haupt dieses Zirkels, oder wenn man will, die Königin dieser Esprittafelrunde war, in der wir Prinz Louis Ferdinand von Preußen als liebenswürdigsten Paladin finden.

Zu solchen Paladinen hat Rahel aus innigster Seelenverwandtschaft und im Erkennen ihrer Espritbefähigung auch Heinich Heine und Ludwig Börne ernannt, auf welche sie schon von früh an aufmerksam war und denen sie eine sorgsam liebende Beachtung

schenkte, gleich als ob sie geahnt hätte, daß in ihnen die Verherrlichung der Espritperiode gegeben sei.

Sehen wir, ehe wir zu jenen beiden zuletzt genannten Autoren übergehen, zuvor noch auf dem Total-Ausdruck der Rahel selbst, wie er uns in ihren Briefen und sonstigen Memorabilien vorliegt, so wird man sagen können, daß sie in unserer Literatur ungefähr eine Stellung einnimmt, wie Sieyès sie in der französischen Revolution inne hatte. Wie man von diesem bemerkt hat, daß er den Plan zu den Schlachten entwarf, am Tage des Kampfes selbst aber in seinem Zelte blieb, so sehen wir auch Rahel aus ihrem einsamen Herzen heraus Andeutungen, Gedanken und Anregungen spenden, welche eine im literarischen Harnisch polternde Jugend zum enthusiastischen Aufstande treiben. Vor allem und zuerst bemerkenswerth in ihr ist ein hastiges Drängen und Treiben für eine Neugestaltung der Dinge, wie sie vordem kaum in dieser prickelnden und nervös erregten Weise unter uns zum Vorschein gekommen ist. „Kennen Sie eine besondere Melancholie, ein Drängen nach vorwärts, eine Prätension, ein Erwarten, daß es angehe," schreibt sie einem ihrer Freunde. Und in der That, diese Prätension, dies ungeduldige Erwarten, daß es nur erst angehe, diese „expeditive Geistesart", die sie an sich selbst einmal wahrnimmt, charakterisirt die ganze Espritperiode, wie auch Rahel selbst.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht," rief sie einmal in Bezug auf die Religion aus. Ein anderes Mal schrieb sie in einem Briefe: „Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange anhalten. Beides thut großen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewußte Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewußtsein vollführt wird, und wo Bewußtsein eintreten sollte, wirkliche bewußtlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht." Einmal seufzt sie sogar, daß „das Christenthum, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrhunderte hemmend gewirkt habe." An diesen und ähnlichen Aeußerungen entzündete sich nur zu bald auch der Geist jener ganzen Periode. Alle Welt wollte Religionen machen. Theodor Mundt, Charlotte Stieglitz, Bettina von Arnim, Schleiermacher und wer sonst zu jener Zeit in die Kreise des Esprit gehörte, gab sich mit Bestrebungen dieser Art ab. Der gesammte Esprit beschäftigte sich mit der Kunst auf seine Façon selig zu werden und selig zu machen. Aus dieser Beschäftigung hat sich eine ganze Literatur ergeben, eine Literatur, die freilich für den ruhigen Würdiger ihrer Probleme heut zu Tage ein sehr kurioses Ansehen hat. Hier und da blitzt etwas

auf wie ein strahlender Gottgedanke oder wie ein weißer Cherubimfittich, aber im allgemeinen ist doch alles Trubel, Dunst und Staub, der sich chaotisch ineinander webt und manchmal die verschrobensten Vorstellungen erweckt.

Rahel selbst steht noch am Reinsten in diesem religiösen Gewirre da. Sie hatte etwas von einem heiligen Instinkt. „Es war in ihr", wie Gottschall in seiner „Literaturgeschichte" sehr richtig sagt: „ein trunkenes Nachzittern des göttlichen Lichts bei seinem Aufgange; ein Klang der Memnonssäule." Es tönte dunkel und geheimnißvoll aus ihrem Innern heraus, orakelhaft mystisch.

Sehr viel that, einen solchen Eindruck zu erzeugen, ihre Schreibweise, die immer verworren verknotet, bald wie beflügelt, bald wie lahm und hinkend erscheint. Wohl geformte, reif ausgetragene Sätze kennt sie nicht. Ihr Styl ist halb Kaliban, halb Ariel, halb Flügel, halb Höcker. Er würgt und stottert gewissermaßen seine Perioden heraus, so viel Licht und Glanz sie oft auch enthalten mögen.

Daher kam es, daß sie oft so räthselhaft, so abenteuerlich sich ausnahmen und zu den wunderbarsten Auslegungen führten. Man deutelte und tüftelte an ihnen herum und so eifrig und emsig von vielen Seiten, daß man schließlich sie nachahmte und Wunder meinte,

was man sagte: wenn man unklar und verschwommen sprach. Man künstelte sich ihre Dunkelheit an, die bei ihr nur aus Fülle, aus Hast, aus expeditivem Drange entstand. Sie empfand, sie dachte so schnell, hatte so rasche Inspirationen, daß die Feder ihnen nicht folgen konnte. Die Feder stolperte schwerfällig ihrem Geiste nach, der in der Schriftsprache so zu sagen nur mit halbem Fuße stand oder wie ein leichter Schatten darüber hinzog. Ihre Seele war klar und nur die Ausströmungen desselben überstürzten und verwirrten sich.

Bei ihren Nachahmern war es anders. Die äfften künstlich ihren literarischen Wirrwarr nach, um dadurch über ihre innere Hohlheit zu täuschen. Sie hatten nichts von Rahel's Natur, die, wie sie selbst sagt, in den Falten des Mantels Gottes kauerte und seinem Wesen nachsann.

Sie fühlte sich „auf Gott, auf Ewigkeit gestellt“, aber diese Ewigkeit und ihren Gott dachte sie sich allerdings ziemlich weltlich. „Ich kenne Gott nur in und durch seine Welt“, schrieb sie; „Frevel und Lüge wäre es von mir, anders zu sagen; und die Ewigkeit liegt bei mir nicht in der Zukunft; jetzt ist auch ein Moment Gottes.“

Aus dieser Erkenntniß heraus entstand bei ihr nun auch die Sehnsucht nach einer Veränderung der Gesellschaft. Das Jetzt, „dieser Moment Gottes“,

sollte im Leben, im Umgang der Geschlechter eine bessere Würdigung, eine beglückendere Ausnutzung gewinnen. Das Glück wollte sie erfinden, wie die Religion. Sie schrieb: „Das gesellige Dasein und Leben muß nun in Europa eine andere Gestalt annehmen, und sei es noch so langsam: es wird aber schnell genug gehen.“ Ein ander Mal meint sie: „Es giebt gewiß eine Kombination, in welcher man auch hier als Mensch noch ganz glücklich sein kann. Auch nach dieser schmachten wir, und mit Recht.“

Aus diesem Schmachten entwickelte sich der Hang nach Freiheit. Rahel war es in allen Zuständen zu eng, zu stickig und beklommen. Auf welches Feld des modernen Lebens sie auch immer trat, stets riß sie darin überall gleichsam die Fenster auf, um frische Luft und Athem zu erhalten. Wie die Kirche, so ist ihr die Ehe eine beängstigende Sache. Sie will auch hier etwas Anderes, Neues, Freieres. „Frei ewig bleiben die Wünsche und Bedürfnisse unseres Herzens“, ruft sie einmal aus und ein ander Mal klagt sie „über die herabziehenden, kleinen Ausgaben und Einrichtungen, die Stückeleien“, die den Frauen zufallen. Sie will für den Geist der Frauen mehr Spielraum, mehr Geltung, mehr Achtung. Da liegen die Anfänge der Frauenemancipation, die wir noch später näher zu erörtern haben werden. Hier vor allem müssen wir aber

auch noch ihre politische Stellung erwähnen. Auch im Staat belästigt sie eine gewisse Stickluft, so daß sie beständige Anwandlungen von Ohnmacht hat und ein Mal über das andere Mal nach nationaler Bewegung, nach freisinnigen Gesetzen und Einrichtungen ruft.

Diese Rufe hallten besonders im „Jungen Deutschland" wieder, einer Gruppe von Schriftstellern, mit der wir uns hier eingehend zu befassen haben und deren Haupt wir in Heinrich Heine erkennen müssen. Neben ihm wirkt, aber auf sich selbst gestellt, Ludwig Börne, ein scharfer, höchst witziger Kopf, wenn man Witz noch ein wenig in der Bedeutung nimmt, die er zu Zeiten Lessing's hatte. Börne hatte ein weiches Gemüth, eine milde Seele; aber dabei etwas krankhaft Verschrulltes. Nur zu bald tritt in ihm etwas vom Wesen des alten Junggesellen hervor. Er zeigt sich spröde und schrillend in seinen Aeußerungen. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit jenem Licentiaten des Cervantes verglichen, der sich als von Glas gemacht ansieht und daher ängstlich aller Welt zuruft, ihn nicht anzustoßen, weil er sonst zerspringen müsse.

Börne muß uns in der That ein wenig, als dieser arme, durch ganz Deutschland schleichende Mann erscheinen, der uns rührt und schreckt, je nachdem der Affekt ist, in dem er sich befindet. Es liegt etwas furchtbar Tragisches, etwas finster Dämonisches in ihm,

und daß dieses finster Dämonische, dieses furchtbar Tragische sich nicht in einem großen Geschicke oder in einer excentrischen That, sondern Daheim ganz bequem im Schlafrock und in witzigen Einfällen ausgiebt, macht ihn gerade so bestimmt zur karakteristischen Figur in der Espritperiode, dieser Periode, in der Alles auf das Witzwort hinausläuft, sogar der letzte Seufzer des Sterbenden. Schiller starb mit dem Ausrufe: „Immer heller, immer heiterer"; Goethe rief nach Licht, wie nach dem Aufgange eines neuen Lebens. Börne schied mit einem launigen Einfall. Als sein Arzt ihn fragte, was er für einen Geschmack habe, sagte er bitter, indem er sich umkehrte und verschied: „einen schlechten, wie alle Deutschen."

Das Junge Deutschland hat diesen sarkastischen Schmerzensruf des Sterbenden wie eine Art Vermächtniß aufgefaßt und die Unfreiheit Deutschlands gewissermaßen in seinem schlechten Geschmacke erkannt.

Den Geschmack zu bilden und die Schönheit zur Vorbotin der Freiheit zu machen, dies Bestreben ist in den Anfängen dieser Schule ein sehr bedeutsames Moment, ein Moment, das wir noch näher in's Auge zu fassen und als ein von dem Esprit allein nicht durchzuführendes zu erkennen haben werden.

Hier auf Börne zurückgehend, haben wir noch zu sagen, daß er vorzugsweise dadurch, daß er in einem

eigenen, raschen, lebhaften und zugespitzten Style schrieb, und in den abzuhandelnden Dingen häufig, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf traf, zu einer der durchgreifendsten Erscheinungen in unserer Literatur, und mehr oder weniger zum Vorbilde aller jüngeren Literatoren wurde, von denen viele, und darunter auch Gutzkow, geradezu bekannten, sich nach ihm gemodelt zu haben. Wohl noch jetzt ist er der Abgott unserer politischen Jugend und seine Werke der Boden, auf dem die Heißsporne unserer Tagespresse und Abgeordnetenhäuser die ersten Speere zu werfen lernen.

Als Agitator, als Ausgeber der Tagesparole ist Ludwig Börne nützlich und von gutem Erfolge gewesen; allein, daß er auch Schaden gestiftet und von einer gewissen Mißlichkeit für unsere junge Literatur geworden, wird kein ruhig Prüfender sich verbergen können. Das unreife, in sich schwankende, auf der geistreichen Phrase künstlich im Gleichgewicht sich haltende, politische Raisonnement, wie wir es neuerdings fast in allen Zeitungen und selbst in umfassenderen Werken finden, ist durch ihn in eben dem Maaße hervorgerufen worden, wie durch Heine. Wenn er auch nicht so frivol, nicht so tändelnd und spielend, wie dieser seine Materie behandelt, so behandelt er sie doch nicht umfassend tiefer, nicht rein der Sache nach. Er ist ganz so

sprunghaft und oft nicht weniger oberflächlich, als Jener, aber er ist bei allem Spaß, bei allem Glossenwesen doch in sich ernster, gewissenhafter und charaktervoller als Heine. Ein wahrhaft politisches Memorial ist aber weder von diesem, noch von Börne vorhanden, und der alte, brave, biedere Spaziergänger Johann Gottlieb Seume, der da meinte, daß ein richtiger Steuerkataster die Grundlage alles Staatenwohles sei und jede Schrift in dem Sinne politisch wünschte, daß sie die allgemeine Wohlfahrt angehe, war im Grunde seines Wesens mehr politisch konstruktiver Natur als Börne und Heine zusammengenommen, denn in ihnen ist es eben nur jener, von uns schon bezeichnete Esprit mit seinem Raffinement, der sich auch in der Politik zu Tage legt, während es bei Seume das nationalprotestantische Bewußtsein ist, das, wenn auch in ziemlich unfruchtbarer und trockener Art, doch gesinnungstüchtig und normal entwickelt, vor die Seele des Volkes tritt.

Dieser Johann Gottlieb Seume, der seinen Vater durch Noth und unverschuldete Verachtung in's Grab gebracht sehen mußte, eine harte, einsame, freudlose Jugend verlebte, von hessischen Werbern nach Amerika verkauft ward, Suwarow's Schrecken und den Untergang Polens vor Augen gehabt hatte, heiß und innig ein Mädchen liebte, das sich von seinem Ernst

abgestoßen fühlte und einem Andern, einem unbedeutenden Menschen tändelnd in die marklosen Arme lief, dieser arme, aber von Herzen und Gesinnung so gesunde Seume, dem die Unterdrückung der Menschenrechte so blutend durch's Herz schnitt wie irgend Einem und der sich im Innersten verbittert fühlte wie es Börne und Heine nicht mehr und tiefer sein konnten, dieser Seume, der dem Esprit widerstand und wahrscheinlich immer widerstanden hätte, würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, für die politische Literatur ein sehr tüchtiges, ehrenwerthes und maßgebend fortwirkendes Element haben werden können. Gervinus sagt mit Recht von ihm: „Er war ein stoischer, politischer Mann, ein Mann, der, wenn er in diese Zeiten herüber gelebt hätte, uns den Uebergang von der Poesie zur Politik hätte lehren können, wie vom Kosmopolitismus zum Patriotismus; er haßte die Milchspeise der Romane und setzte, wenn man will, eine Memoirenschriftstellerei an die Stelle; er hat manches zu sagen gewagt, als man nichts wagte, und in der Vorrede zu seinem Sommer lehrte er die Schreier nach Preßfreiheit, daß diese weder gegeben, noch zugestanden wird: da Jeder, der ein Leben ohne Würde für nichts hält, und der den Tod nicht fürchtet, wenn er überhaupt denkt, auch laut denkt, sobald er nur mit seinem moralischen Wesen in Ordnung ist."

Dieser Seume, der ein echter, deutscher, protestantischer und patriotischer Mann war, ein Mann, der etwa in seinem Vaterlande auf derjenigen Stelle stand, auf welche später sich Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation stellte, dieser Seume hätte ein großer und geachteter Publizist werden müssen, wenn er über 1810 hinaus in den Aufschwung Deutschlands hineingelebt und die Neugestaltung der Dinge an sich würde herantreten gesehen haben. Er, der die Unerschrockenheit eines männlichen Herzens und eines unerschütterlichen Biedersinns allen Widerwärtigkeiten des Lebens und allen Schmerzen der Zeit entgegensetzte und den Glauben an die Menschheit nicht aufgab, „und sollte er die Hoffnung selbst bei seinen Huronen suchen", er würde das deutsche Volk unter allen Umständen und auch unter den verzweifeltsten nicht aufgegeben, sondern vielmehr gestanden und ausgehalten haben an der Sache seiner Nation bis zu dem letzten seiner Athemzüge. Es liegt etwas Eisernes, durch alle Schläge des Schicksals Gehärtetes in ihm, etwas, das uns Epigonen, mögen wir eine Gesinnung haben, welche wir wollen, sobald wir nur Begriff für Manneschre und Würde in uns tragen, unwillkürlich zwingt, den Hut vor seinem Andenken abzuziehen. Und dieses Etwas ist es, das uns seinen Tod vor der Katastrophe besonders bedauern und annehmen läßt, daß er mehr als ein Anderer

unserer politischen Presse zum leuchtenden Vorbilde hätte werden können. So viel ist gewiß, daß, wenn er dagestanden hätte mit seiner warmen, verständigen Liebe zum Vaterlande, für welches seine Seele, wie er selbst sagte, einen heiligen Schauer empfand, so oft es ihm im Namen oder in der Vorstellung vor Augen trat, so würde er ein starker Damm gegen den Esprit gewesen sein, von dem er keine Ader hatte, wie wir sie doch in den Publizisten des Jungen Deutschlands, ja, auch in denen finden, die noch aus der Romantik in diese Zeit hinüberragen, wie z. B. in Görres, Adam Müller und Gentz.

Joseph Görres, der Herausgeber des „Rheinischen Merkur", dieser sechsten Großmacht, wie man zur Zeit des Wiener Kongresses sagte, der Verfasser der Werke: „Deutschland und die Revolution", „Europa und die Revolution", in dem sich der Esprit in aller Schönheit und in aller Verzerrung zeigt, ist schon ganz der exaltirte Politiker, der Publizist des Einfalls, der geniale, geistreiche Mann, dessen Kühnheit in der überraschenden Wendung, dessen Unerschrockenheit im Gedankenblitz, aber nicht im kategorischen Bewußtsein seiner unwandelbaren patriotischen Ueberzeugung wie bei Seume besteht. Seume war karg, aber fest, trocken, aber klar, und als Charakter bedeutsamer als der glänzende Görres, der ästhetisirende Adam Müller oder der glatte Gentz.

Seume hatte außerdem keine Spur von der Romantik an sich, die wir doch in all den Genannten finden. Er war zu nüchtern protestantisch, während jene doch alle mehr oder minder in schwelgerischen Gemüthern ihr romantisches Muttermaal trugen, das zu Zeiten allerdings völlig unscheinbar werden konnte, in Augenblicken des Affekts aber in Feuerröthe zu glühen begann.

Görres ging vollständig aus der Romantik hervor und hat sie auch in der Politik niemals verleugnet. Man nannte ihn bezeichnend „den rückwärts gewandten Propheten mit dem Feuerschwert". Mit der französischen Jakobinermütze auf dem Haupte, stürmte er nicht der Freiheit, sondern dem Ultramontanismus in die Arme. Adam Müller trug auch in die Elemente der Staatskunst die „blaue Blume" von Novalis. Er wollte Staat, Wissenschaft, Religion und Kunst in eine höchst seltsame Einheit verschmelzen, in eine Einheit, welche unter dem Baldachin des Mystizismus thront. Gentz endlich ist der diplomatische Anakreon der Romantiker, der freilich seine Gedichte nicht schreibt, sondern in seiner Liebe zu Fanny Elßler und seiner Verehrung für Heinrich Heine auslebt.

Heine ist der Mann seines Herzens, für den er mit Fürst Metternich um die Wette schwärmt. Und diese Schwärmerei ist leicht begreiflich. Gentz war Schriftsteller und ein feiner Kopf, mit dem Instinkt,

wenn auch nicht mit der Neigung zum Liberalismus. Er liebte zu sehr das Wohlleben, den Luxus, die vornehme Gesellschaft, um sich für den Fortschritt und die Freiheit Entbehrungen und Opfer, ja, nur Unbequemlichkeiten aufzuerlegen. Er wollte genießen und in der sogenannten großen Welt eine Rolle spielen. In Wien ist ihm das herrlich gelungen. Aber dabei behielt er natürlich Sinn und Verständniß für die Literatur und vermochte sie in ihren Wandlungen und Uebergängen durchaus zu würdigen. Er wußte wohl, daß die Epoche der Romantik, die eine nothwendige Reaktion war, um die Literatur aus dem Hellenenthum und der griechischen Mythologie wieder zurück auf deutschen Boden und in das Herz des Volkes zu führen, gegen ihr Ende hin eine nicht minder schlimme und verderbliche Ausartung unserer Poesie geworden war. Nachdem diese Dichterschule, durch Feld und Wiesen schwärmend und mit den Handwerksburschen den Staub der großen Heerstraßen athmend, das arme Stiefkind der Literatur, das drollige, herzinnige und wieder tiefwehmüthige Volkslied entdeckt und hervorgezogen, verlor sie sich in die stille Waldeinsamkeit hinein, wo sie als sonderbarer Einsiedler, allerlei wunderbaren Hokuspokus treibend, hinter den Bäumen und Sträuchen sehr bald der Nation aus den Augen kam und nun, einmal von dieser losgetrennt, in jene Excesse verfiel, die sie immer verwil-

derter und wüster machend, zuletzt in eine trübe, todte und gespensterhafte Weltanschauung, welche, überall nur den Kirchhof der Vergangenheit erblickend, in wahnwitzigem Humore mit dem Moder und den vertrockneten Leichenknochen der Gräber ihr Wesen trieb. Heinrich Heine, obschon von diesem Wesen so ergriffen und angesteckt, daß er von sich selbst einmal singen konnte:

— — Durch jahrelangen Umgang
Mit den Todten nahm ich an
Der Verstorbenen Manieren
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuser,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik —

Heinrich Heine erkannte doch zuletzt die Verächtlichkeit und das Verlogene dieser Literaturrichtung zu sehr, um sich noch länger darin behaglich fühlen zu können. Um sich von ihr zu befreien und loszumachen, begann er seinen Spott damit zu treiben und sich dem Liberalismus zuzuwenden, der ihr geschworener Gegner war. Gleichsam mit Sack und Pack zum Jungen Deutschland übergehend, ist er gewissermaßen der liebenswürdige Judas geworden, der die Romantik um dreißig

Silberlinge an den herrschenden Zeitgeist verkaufte. Aus der stillen Waldeinsamkeit, der mondbeglänzten Zaubernacht, aus den gothischen Domen warf er sich hinaus an die große Heerstraße des Liberalismus, weil er dort mehr Erfolg, mehr Wirkung, aber freilich zugleich auch mehr geistige Bewegung, Leben und Zukunft fand. Er hatte nicht Lust, sein Genie mit den literarischen Nachteulen sich versitzen zu lassen. Ihn lockte die Freiheit und das Licht, Dinge die eben damals an der Seite des Esprits zu finden waren, dessen glänzender Erscheinung er denn auch begeistert zuströmte, um ihr in der Person Rahel's seine Huldigung darzubringen. Rahel stand in Beziehung zu Gentz, und durch diese Beziehung war Gentz zu Heine geleitet, der so recht der Dichter seines Herzens wurde.

Heine, der leichtlebige, frivole, der Schönheit und dem Genuß ergebene Poet, welcher mit der Freiheit liebäugelte, aber gerne ihre Apostel verketzerte und recht eigentlich im Esprit aufging, schmeichelte und kitzelte dem Geschmacke von Friedrich Gentz, wenn er ihn zuweilen auch abstieß und unheimlich berühren mochte, denn Heine behielt immer aus seiner romantischen Abstammung etwas Mitternächtliches, die Neigung zum Todten und Schauerlichen, welche im Alter zunahm.

Nachdem er in der Geschichte, im Leben und in der Kunst lange mit einer Art Vorliebe dem Gespenster-

haften nachgegangen, ward er zuletzt selbst zu einer Art Gespenst, ein Gespenst, das kichernd im langen Leichenlaken durch unsere Literatur spukte und im „Romanzero“ sich gleichsam selbst seinen Leichenschmaus gab. Zu diesem Leichenschmause hatte er alle seine alten Feindschaften und Sympathien, alle seine Jugendsünden und todten Bräute eingeladen. Ein Robert der Teufel der Literatur, hatte er die tanzenden Nonnen aus dem Kloster, in dem er in wildem Frevelmuthe einst das grüne Reis vom Grabe der blauen Romantik brach, in sein Sterbegemach zu Gaste geladen. Man erstaunt, ja mehr, man erschrickt zu Zeiten, ihn in seinem Haß, wie in seiner Zueignung seltsam veraltet zu finden. Noch immer waren es der arme Maßmann, der alte Jahn, der gute Raumer, Herwegh und Dingelstedt, die herhalten mußten. Auch dem edlen Platen ließ er keine Ruhe. Ungroßmüthig suchte er noch am Leichentuche dieses großen Dichters zu zerren, den er doch endlich unbehelligt hätte lassen sollen. Es ist gar widerwärtig, einen bedeutenden Menschen durch sein ganzes Leben hindurch eine kleinliche Rachsucht gegen einen mächtigen, ebenbürtigen Geist mit sich fortschleppen zu sehen, auch dann noch widerwärtig, wenn diese Rachsucht einen so wesentlichen Grund hat, als er hier in der Natur und Richtung dieser beiden Dichter gegeben liegt. Platen haßte den Esprit und

rettete sich vor ihm gewissermaßen nach Italien, wo er ihm nur in der Vertheidigung eine Art von Rechnung trug, zu der er sich durch die Angriffe des Esprits genöthigt sah. Der ernste, straffe Karl Immermann, dessen Talent die rechte Stellung nicht finden konnte und welcher damals vom Esprit kordial unter den Arm genommen, davon geschmeichelt, eine Zeit lang neben Heine literarisch hinschlenderte, machte den ersten Ausfall auf Platen und dessen Ghaselen in einem pikanten Distichon, das jenen dann wieder zur maßlosesten Feindschaft reizte und woraus sich die Veranlassung zu einer langen und von seiten Heine's sehr witzig, aber gemein geführten Fehde ergab, zu einer Fehde, die wir über das eine Grab hinaus bis zu dem andern dauern sehen. Heine, der es in seinen Gedichten so vielfach mit Todten zu thun hat, liebte es auch, sich mit seinen Feinden, besonders gern erst, wenn sie gestorben waren, einzulassen. Das Begrabene hatte den wesentlichsten Reiz für ihn, und das wird an diesem Dichter ewig charakteristisch bleiben, der dadurch in seinen Schriften gewissermaßen immer eine nächtliche Heerschau abhält, wie Zedlitz sie in seinem bekannten Gedicht besungen. Der von uns geschilderte Esprit ist in der Gestalt Heinrich Heine's selbst bei dieser Mondscheinrevue der kleine, bleiche, teuflische Kaiser, der im grauen, verblichen glitzernden Mantel auf dem schwarzen Pferde der

Romantik sitzt und den rasenden „Galopp vom Erhabenen zum Lächerlichen" vor der Front seiner Gedankengespenster ausführt.

Heine's ganze Herrschaft in der modernen Literatur ist gewissermaßen das Kaiserreich des Esprits, als dessen erster General und Oberstallmeister Ludolph Wienbarg gelten muß, der in der Position eines literarischen Winkelried's die Speere der alten Zeit ergriff und Miene machte, sie in sein Herz zu bohren, um der Idee einer neuen Zukunft, die, wie wir gesehen haben, aus dem Haupte der Rahel Levin entsprungen, eine Gasse mitten durch die Welt zu bahnen. Seine „Aesthetischen Feldzüge", die dem Jungen Deutschland, das hier zuerst auftaucht, gewidmet sind und das Bestreben zeigen, die Aesthetik in das nationale Bewußtsein der Deutschen aufgehen zu machen, d. h. sich Mühe geben, den Begriff des Schönen aus der Nationalität heraus und in die Nationalität hinein zu entwickeln und welche also gewissermaßen die Schönheit der Kunst zum Vorläufer und Genius der Freiheit erklären, eben diese „Aesthetischen Feldzüge" athmen in einem stolzen, kühnen und oft von der edelsten Begeisterung schwungvoll gehobenen Periodenbau ganz jene drängende Kraft und Sehnsucht nach einer neuen Epoche, oder wie es die Rahel nennt, „nach einer neuen Erfindung", die wir schon an dieser wahrzunehmen und hervorzuheben

Gelegenheit fanden. Seine achte Vorlesung beginnt Wienbarg mit den Worten:

„Die Manifestation einer neuen Anschauungsweise und damit eines neuen Lebens, einer neuen Kunst und Poesie ist, wie wir am Beispiel der griechischen und christlichen sehen, kein momentaner Akt, der sich sofort aller geschichtlichen Elemente bemächtigte und die Formen der früheren Anschauungsweise auf einmal zertrümmerte, sondern ein progressiver Akt, dem nur allmählich die Ueberwältigung und Ausscheidung der zuckenden, abgestorbenen Lebensreste gelingt. Es verharrt die Zeit so lange im Verpuppungszustande, bis ihr unter der Decke die Flügel ausgewachsen sind; sie dehnt sich, lockert sich, erwartet den Augenblick — dann kostet es nur einen Sonnenstrahl, vielleicht den ersten nach schwerem Gewitter, und gesprengt ist der alte Leib und die Psyche der Menschheit athmet wieder die Freiheit ein.

„In solch verpupptem Zustande erscheint uns die Gegenwart. Sie trägt noch die Larve der alten Zeit, die häßliche, runzlige Larve und das Leben, das sich im Innern entfaltet, ist nur noch ein hüpfender Punkt, ist noch gemischt aus Seufzern der Hoffnung und Seufzern des Schmerzes. Aber es ist ein neues Leben, so gewiß und wahrhaftig, als das alte todt ist und nur noch mit gespenstischer Hülle das junge drückt, verschließt und beängstigt."

Gegen diese Beängstigung, diesen Verschluß und Druck der alten Zeit auf das neue Leben, die neue Erfindung suchte der Esprit mit allen Leibeskräften und auch in diesen „Aesthetischen Feldzügen“ anzugehen. Zwar ist der Witz und alles, was sonst den Esprit glänzend macht, in Wienbarg's Vorlesungen nicht in dem Grade vorhanden, wie in Rahel, Börne und Heine. Aber diese Elemente sind überhaupt in der Gruppe der Autoren, deren Vorkämpfer Wienbarg war, nur in sehr untergeordneter Weise aufzufinden, wie sie denn alle mehr das Wesen, als die Manier des Esprits besitzen, und nicht ganz so blitzend, schillernd und phänomenartig, als die ersten Ausläufer desselben, aber dafür geschlossener, nachdrücklicher wirksamer und in der Richtung einheitlicher erscheinen.

Es ist bekanntlich der deutsche Bundestag zu Frankfurt a. M. gewesen, der durch das Verbot der Schriften von Heine, Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg das sogenannte „junge Deutschland“ 1835 aus der Taufe gehoben hat. Natürlich jedoch waren es weder Fürst Metternich, noch die anderen armseligen Staatsmänner jener traurigen Niedergangszeit, welche die innere Zusammengehörigkeit dieser Schriftstellergruppe entdeckten, sondern Wolfgang Menzel, der Franzosenfresser, war es, der mit seiner literarischen Spürkraft die gemeinsame Richtung dieser jungen Geister

zuerst auffand und weil er sie erfüllt von dem revolutionären Sturm und Drange der pariser Ideen ankraf, sie zum Heil des Vaterlandes meinte, in Acht und Bann thun zu müssen.

Wolfgang Menzel, ein Mann von durchweg patriotischer Gesinnung aus der Schule Arndt's und Jahn's, poetisch begabt und derben, kernhaften Naturells, hatte sich im Cotta'schen „Morgenblatte" zu Stuttgart durch kritische Schärfe und fanatischen Eifer gewissermaßen zum Großinquisitor der deutschen Literatur gemacht. Er war so zu sagen Feuer und Flamme in seinem Amt. Er fühlte sich berufen „das Seinige zu thun", und obschon ihm vielfach eigennützige und launenhafte Gesinnungen von seinen zahlreichen Gegnern untergeschoben wurden, liegt doch kein Grund vor anzunehmen, daß ihn etwas Anderes, als seine Ueberzeugung geleitet habe. Man muß sich erinnern, daß er als Jüngling die Befreiungskriege von 1813 als Freiwilliger mitgemacht hatte und eifriger Turner unter Jahn's Leitung gewesen war. Frankreich war ihm verhaßt und ihm deswegen auch der Liberalismus zuwider, der dort in Blüthe stand und von Börne, Heine und deren Anhange nach Deutschland eingeführt wurde. Unduldsam wie alle systematischen Köpfe, entbrannte er in hellen Zorn und wild auflodernde Entrüstung über die jungen, verwegenen Leute, die sich

einfallen ließen in Deutschland für den „Reaktionär" Goethe und in Frankreich für die Freiheit zu schwärmen. Mit wuchtigen Auslassungen seiner Kritik fiel er über sie her und weil sie nicht hören wollten, sollten sie fühlen: darum denunzirte er sie an die Staatsgewalt, als gefährlich für Religion, Sitte und Vaterland.

Als Mann von Fach und Kenner fand er glücklich die Haupträdelsführer und Tonangeber heraus und schloß sie in den von Wienbarg erfundenen Kollektiv-Namen „Junges Deutschland" zusammen, sie unter diesem, trotz aller Proteste der Einzelnen, den Strafedikten des Bundestages überantwortend.

Es waren Heinrich Heine, Ludolph Wienbarg, Theodor Mundt, Karl Gutzkow und Heinrich Laube, die in dieser Art zu einem staatsgefährlichen Bunde gestempelt wurden, Gustav Kühne, Hermann Marggraff, Ernst Willkomm, Alexander Jung und Andere als Gefolge hinter sich.

Allen voran stand zu Anfang Wienbarg. Er ist der Erfinder des „Jungen Deutschlandes", der Ausgeber seines Losungswortes.

Wienbarg, der die Nationalität als die wahre und echte Quelle der Poesie erkennt und es schmerzlich beklagt, daß selbst im genialsten und blühendsten Zeitraume unserer Literatur die Poesie unserer Dichter immer nur das Mädchen aus der Fremde, nicht aber

die eingeborene, mit den Kindern der Heimath aufgewachsene Tochter des Landes war, Wienbarg klagt für den Verfall der Kunst ausschließlich auch nur das schlechte, nichtige und erbärmliche Leben seiner Gegenwart an. „Armselige Moralisten," ruft er, „die auftreten und den Leichtsinn der Kunst anklagen, der in unserer Zeit immer mehr einreiße und um sich greife. Tretet beschämt zurück und schweigt; denn wo noch in der Gegenwart der schönere Funke der Natur, der Wahrheit und der Freiheit hervorbricht, da sieht man ihn überall eher in Gesang und Gedicht, als im Leben, das unter der schalen, gedankenlosen und leichtfertigen Oberfläche nur erst spärliche Lichter durchzucken läßt. Nicht die Kunst ist es, die das Leben, das Leben ist es, das die Kunst verdirbt und zu allen Zeiten, zu den schlechtesten unter Nero, ist diese noch immer besser und heiliger gewesen, als jenes."

Jenes, das Leben eben als die Schule und das Unglück der Literatur und Kunst anzuklagen, ist so recht eigentlich das Moment, das der Esprit erfaßt und in sich zur Erscheinung gebracht hat. Der Esprit, der einer gewissen Unlust des Geistes, die dieser an Welt und Menschheit empfand, seine Entstehung verdankte, hat diese Entstehung nie verleugnet und sie in der prickelnden Unzufriedenheit, dem Weltschmerz und der Zerrissenheit blosgelegt, die wir in seinem Gefolge Platz

greifen sehen und wovon Wienbarg selbst in seinem Werke die eingehendste Schilderung giebt.

„Welches Merkmal ist es," sagt er darin unter anderem, „das die Aesthetik der neuesten Literatur, die Prosa eines Heine, Börne, Menzel, Laube von früherer Prosa unterscheidet? Ich möchte ein Wort dafür geben und sagen, dies Merkmal ist die Behaglichkeit, die sichtbar aus der Goethe'schen und Jean Paul'schen Prosa spricht und die der neuesten fehlt. Jene früheren Großen unserer Literatur lebten in einer von der Welt abgeschiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, und sterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabschauend und sich vom Opferduft der Gefühle und Wünsche des Publikums ernährend; die neueren Schriftsteller sind von dieser sichern Höhe herabgestiegen; sie machen einen Theil des Publikums aus, sie stoßen sich mit der Menge herum, sie ereifern sich, freuen sich, lieben und zürnen, wie jeder Andere; sie schwimmen mitten im Strom der Welt und wenn sie sich durch etwas von den Uebrigen unterscheiden, so ist es, daß sie die Vorschwimmer sind, und sei es nun trocken und elegant auf dem Rücken eines Delphins, wie Heine, oder naß und bespritzt, wie Börne, den Gestaden der Zukunft entgegen eilen, welche die Zeit für „ihre hesperischen Gärten glücklicher Inseln" ansieht.

„Behaglichkeit ist in solcher Lage und bei solchem Streben nicht wohl denkbar; die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr; sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte; die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen, sie können nicht immer so zart und ätherisch dahinschweben; die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen und mit diesen muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegengesetzte ist. Daher begreift sich denn auch, woher diese Quelle der Behaglichkeit, welche über Goethe's Kunstprosa, über Jean Paul's Humor so ruhig und lieblich hinfließt, und der selbst diesem, so unkünstlerisch er auch zu Werke geht, weit mehr die Empfindung der Ruhe und Befriedigung mittheilt, welche mit dem Anschauen klassischer Werke verknüpft ist, als den Heine'schen Kunstprodukten."

Die Heine'schen Kunstprodukte oder, genauer genommen, eigentlich nur die Heine'sche Prosa ist es denn auch, mit deren Betrachtung und Lobpreisung Wienbarg seine „Aesthetischen Feldzüge" abschließt. Diese Prosa gilt und muß ihm natürlich als die neue Aera gelten, in welche die moderne Literatur getreten ist. Sie war und ist ja der vollste Ausdruck, die solenneste Offenbarung des Esprits, von dem er selber beseelt ist und welcher eine neue Gewandung, gewissermaßen eine Häutung oder Mauserung des Styls an sich erlebend und durchmachend, zu dem Glauben und der Ueberlegung gelangt, daß allein nur noch in der Prosa die Zukunft unserer Literatur beruht. Theodor Mundt, diesem Zuge folgend, schrieb damals sein bemerkenswerthestes Buch: „Die Kunst der deutschen Prosa", das ihn in den Verdacht brachte, der Entwickelung und Geltung der Poesie und namentlich der Lyrik ein feindliches Element entgegen gestellt zu haben, ein Verdacht, von dem er sich zu reinigen versuchte, aber doch ohne aus seinem interessanten und schön geschriebenen Werke den Grundgedanken wegleugnen zu können, daß er „literarische Keime nur noch in der Prosa, nicht im Verse vermuthe".

„Es ist recht betrübt," ruft Gutzkow in einer Besprechung dieser Sache etwas boshaft aus, „daß Laube" (welcher sich Mundt's Ausspruch anschloß) „und

Mundt keine lyrische Dichterkraft in sich besitzen, aber ein wunderlicher Hochmuth, wenn sie deshalb Andern sie verkümmern wollen."

Dieser Hochmuth in der Verkümmerung lyrischer Dichterkraft, den sich Mundt und Laube, auf Wienbarg fußend, zu Schulden kommen ließen und der besonders dadurch etwas Schielendes erhält, daß alle diese Autoren entweder gar keine Gedichte oder nur Gedichte von sehr geringem poetischen Werthe zustande zu bringen vermochten, dieser Hochmuth ist uns nicht nur darum theuer zu stehen gekommen und verderblich geworden, weil er mit Wienbarg an der Spitze die Jugend Geringschätzung gegen einen Dichter wie Platen lehrte, sondern noch mehr deswegen, weil er auch jener Verslümmelei Thür und Thor öffnete, die uns vielfach so widerlich anekelt und selbst bei Heine zuletzt einen Grad der Lässigkeit erreicht hat, in dem sie kaum noch zu ertragen geht. In seinem „Romanzero" kommen unter andern folgende Verse vor:

„Geputzte Hofdamen. Die meisten stehn,
Auf Tabourets andere sitzen."

oder:

„Auf des Baumes-Aesten schaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenschillernd . . . ." u. s. w.

Dies sind doch kaum noch Verse zu nennen, und

wenn Alfieri in seinem Leben von einem italienischen Abbé erzählt, daß er gemeint habe, die Prosa sei die Amme des Verses, so hat die Heine'sche doch etwas zu viel von seiner Ammenmilch eingesogen.

Wie verderblich sein Beispiel aber und die Geringschätzung wirkte, die das Junge Deutschland gegen die Poesie zu Tage legte, brauchen wir uns wohl keine Mühe zu geben darzuthun. Der flüchtigste Blick auf die moderne Dichtkunst zeigt uns da eine Verwilderung und einen Sansculottismus der Form und des Maßes, die wahrhaft entsetzlich sind und uns mit einer nicht geringen Genugthuung zu den Gedichten Platen's zurückflüchten lassen, dessen Verse in meisterhaften Konstruktionen wie korinthische Säulen der Metrik stehen.

Die Vortheile und der Gewinn, welche der Prosa zugestandenermaßen durch den Esprit, d. h. durch Börne, Heine und das ganze Junge Deutschland zutheil geworden sind, sind wir weit davon entfernt, für gering anzuschlagen. Im Gegentheil bekennen wir gern, daß unsere Sprache durch sie eine ganz neue Lebensfähigkeit gewonnen und für den Ausdruck der Zeit und des Lebens eine viel möglichere Geistesverrichtung geworden ist. Allein wenn die Mißachtung, die sich alle diese Autoren und fast der gesammte Esprit gegen die Poesie zu Schulden kommen ließen, nicht verhängnißvoller und schlimmer für unsere Literatur geworden ist,

als es denn doch der Fall gewesen, so ist dies einzig und allein dem gesunden Takt und dem guten Genius unseres Volkes zuzuschreiben, das von jeher stark genug war, auch selbst die schlechtesten Geistes- und Geschmacksrichtungen eine Weile über sich hingehen zu lassen, ohne tief und bis ins Innerste davon nachhaltig betroffen zu werden.

Gehen wir jetzt nach dieser Abschweifung von unserm eigentlichen Thema auf Wienbarg, den ersten Anreger und Anstifter dieses literarischen Intermezzo's zurück, so haben wir von ihm zu sagen, daß er in sich eine tapfere, kühngemuthete und gesunde Natur war, eine Natur, die einen gewissen Heroismus für die Literatur mitbrachte und sich zuerst darin in einer Art Gladiatorenpositur aufstellte, nachdem aber schlaff in sich zusammensank und in jene Verkommenheit gerieth, welche einen seiner Genossen nachträglich zu dem bittern Ausspruch veranlaßte: „Er trank gern Champagner, ging gern über die Felder spazieren und lag auch gern wieder müssig daheim auf seinem Sopha. Es waren dies lauter zeitraubende Eigenschaften, die ihn nur sehr wenig zum Schreiben kommen ließen. Auch wußte Wienbarg in der That nicht, für wen er eigentlich in Deutschland die Feder ansetzen wollte, und sein edles Gesicht röthete sich mit leidenschaftlicher und stolzer Gluth, wenn er auseinandersetzte, warum er so un-

endlich faul sei und den Literaturgeschichtschreibern wenig Mühe zu machen gedenke."

Mundt, in dessen Literaturgeschichte sich diese Stelle befindet, giebt von dieser literarischen Vereinsamung und Versandung Wienbarg's wohl darin die beste Erklärung, daß er von ihm sagt: „Wienbarg blieb im Schwerpunkt seiner hohen, idealen Lebensansicht gefangen; sie in die Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, schien es ihm oft an Lust zur Welt und an Vertrauen zu seiner Zeit zu fehlen."

Und in der That, es scheint, daß, nachdem Wienbarg der Zeit und dem nationalen Leben die die Kunst und die Literatur verjüngende Kraft zuerkannt und seine, beide Elemente lösen sollende Zauberformel darüber ausgesprochen, sich stolz und majestätisch in die Wogen der Gegenwart sinken ließ in der Erwartung, daß irgend ein schwimmender Delphin oder sonst ein Meerwunder der Geschichte kommen und ihn auf seinem Rücken zu den Gestaden der Zukunft hinüberführen werde, auf denen er die hesperischen Gärten der glückseligen Inseln mit so vielen Anderen zu sehen erhoffte; eine Hoffnung, die sich wie viele andere, nicht erfüllt hat. Wienbarg ist es wie den meisten Erfindern gegangen: man hat ihn fast über seiner Erfindung vergessen. Er schuf den Namen des Jungen Deutschlands, er warf sich wie ein literarischer Held auf der

Uebergangsbrücke zur Neuzeit einer abgestandenen Literatur und Welt entgegen, aber obschon er alle Schlachten des Zeitgeistes mitfocht und die echte Größe des Feldherrn zeigte, ist ihm niemals der eigentliche Purpur des Ruhmes zutheil geworden. Der Kaisermantel der Espritperiode fiel auf die Schultern Heine's und von ihm wird sie, wie die „Grenzboten" wohl richtig behauptet haben, einst ausschließlich den Namen empfangen.

Wienbarg zunächst in der Gruppe jener Schriftsteller, welche man als Junges Deutschland bezeichnet hat, steht der schon mehrfach von uns genannte Theodor Mundt, ein Autor, der in seinen jüngeren Jahren eine außerordentliche Beweglichkeit des Geistes zeigte und gewissermaßen als der Ceremonienmeister im jungen Hofstaat des Esprits angesehen werden darf. Es hat keine neue Idee und Richtung in der ganzen Epoche gegeben, die nicht durch ihn mit einer gewissen Grazie hoffähig gemacht und seinem Souverain oder seiner Souverainin, denn der Esprit hat nie seinen Ursprung verleugnet und immer in seinen besten Darlegungen etwas Weibliches, in seinen schlechtern etwas Weibisches behalten, zugeführt worden wäre.

Seine „Spaziergänge und Weltfahrten", seine „Völkerschau auf Reisen" sind Werke, die leicht und anziehend geschrieben, des Geistreichen und Glänzenden

viel enthalten und im wahren Sinne die Welttour des Esprits sind, der darin in schillernder und koketter Weise seine Erfahrungen und Anschauungen niederlegt. Die verschiedenen Zeitschriften „Dioskuren", „Freihafen" u. s. w., welche Mundt herausgab und redigirte, sind später die Galakarossen gewesen, in denen er, mit einem großen Gepränge belletristischer Lakaien, die Tendenzen von wirklichem Adel mit vielen Zeit-Emporkömmlingen zu Hofe fuhr. Sein Benehmen und Verhalten dabei war ein anmuthig vermittelndes und da, wo die höhere Konvenienz verletzt wurde, ein ritterlich abwehrendes und solches, das sich nicht selten zum begeistertsten Pathos emporschwang.

Von diesem Pathos sind später auch seine Vorlesungen auf der Berliner Universität beseelt gewesen, die in einer aufstachelnden und prickelnden Weise eine große Zugkraft auf die akademische Jugend ausübten und den Esprit in Nacheiferung Wienbarg's auf den Katheder versetzten. Die strenge Wissenschaft war in diesen Vorträgen ganz durchtränkt von der ätzenden Essenz dieses Esprits und bis zu jener Schärfe und herausfordernden Revolutionslust hinaufgetrieben, die wir kurz vor 1848 an allen Darlegungen des Esprits wahrnehmen können.

Hauptsächlich interessant ist Mundt aber als Zeuge und Chronist einer Tragödie, die sich finster und blutig

unter seinen Augen abspielte und welche bei einer Literaturschilderung unserer Zeit durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Ehe wir diese selbst aber und in ihr als Heldin eine höchst eigenthümliche Frau in Betrachtung ziehen, wird es für das Verständniß nöthig, das Weib und sein ganzes Wesen im allgemeinen um jene Zeit uns vor Augen zu führen.

Wir haben dargethan, daß die Espritperiode in unserer Literatur hauptsächlich aus und mit dem Einflusse einer geistreichen und bedeutenden Frau, jener Rahel Levin nämlich, entstanden sei, die wir bereits eingehend besprochen. Natürlich war damit nur die hervorleuchtendste Erscheinung des andern Geschlechts als Vertreterin genannt und es blieb selbstverständlich anzunehmen, daß die Frauenwelt insgesammt um jene Zeit in eine veränderte Stellung gelangt war.

Zwei Momente sind es, welche diese Veränderung der Stellung besonders veranlaßt haben, ein allgemein geschichtlicher: die französische Revolution, und ein speziell deutscher: die Goethe'sche Art der Frauendarstellung.

Die französische Revolution, die nach so vielen Seiten hin neue Impulse gab, gab sie auch dem weiblichen Geschlechte. Nicht nur daß einzelne Frauen, wie die unglückliche Marie Antoinette, die Roland, die

Theroine de Mericourt, die Charlotte Corday, eine hervorragende Bedeutung gewannen, auch die Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne ward öffentlich und leidenschaftlich zuerst zur Erörterung gebracht.

Die Staël ist eine Hauptgestalt jener ganzen Bewegung und Zeit. Memoiren erzählen, daß Napoleon, als er nur noch General der Republik war, zur Staël gesagt habe: Ich liebe nicht, daß Frauen sich mit Politik befassen, und sie ihm geantwortet: In einem Lande, in dem man den Frauen den Kopf abschlägt, ist es doch wohl natürlich, wenn sie Lust haben zu erfahren, warum.

Napoleon hat darauf nichts zu entgegnen gehabt, seitdem aber die Staël gehaßt, sie verfolgt und aus Frankreich verbannt. Er wollte die Frau nicht mitreden lassen, sie unterdrücken. Napoleon wußte mit Frauen nicht viel anzufangen, am wenigsten, wenn sie geistreich waren. Die Königin Luise von Preußen machte ihn bekanntlich verlegen, selbst da er als Sieger vor ihr stand.

Die Staël war aber keine Frau, die sich unterdrücken lassen wollte. In ihrer Verbannung kam sie nach Deutschland, um sich hier geistige Unterstützung zu suchen. Sie ahnte vielleicht früher als die Deutschen selbst, daß ihr Land allein die Mittel zur Vernichtung Napoleons enthielt. Sie appellirte an den deutschen

Idealismus und weckte dadurch in dem Kaiser jenen Zorn gegen die Ideologen, dem er so vielfach Luft gemacht hat.

„Napoleon eroberte mit Kanonen," sagte Wienbarg. „Frau von Staël hatte keine andere Kanone als Herrn von Schlegel." Und mit dieser Kanone eroberte sie einen großen Theil von dem Wissen und der damaligen Philosophie in Deutschland. Durch diese Eroberung mächtig und stark geworden, stellte sie in ihrem Buche De L'Allemagne dem Materialismus in Frankreich und seinem kaiserlichen Repräsentanten den deutschen Idealismus und den ganzen kantischen Kritizismus als jene Revolution des Geistes oder jenen Geist der Revolution entgegen, gegen den alle Bajonnette der alten Garde nichts ausrichten konnten, wenn er allgemein und zur Geltung gekommen, ins Bewußtsein des Volkes ging. Das französische Volk, das von jeher gewohnt gewesen ist, sein Denken auch thatsächlich in die Erscheinung treten zu lassen, hat allerdings zunächst unter dem Drucke des ersten Kaiserreiches den gegnerischen Zündstoff nur auf den Boden der Literatur zu übertragen vermocht, damit aber doch jene französische romantische Schule begründet, die sich später mit Victor Hugo wildschäumend und brausend genug unter dem Sockel der französischen Klassiker, Corneille, Racine und Molière, hervorgewühlt und eine neue

Literatur geschaffen hat. Dieser neuen Literatur Frankreichs ist die Staël ungefähr das geworden, was unserer Espritperiode die Rahel war.

Frau von Staël war unglücklich verheirathet und ihre Ehe nur eine konventionelle Abmachung, die sie zu jener sozialen Mißstimmung brachte, aus welcher heraus sie ihre Romane „Delphine" und „Corinna" schuf. „Frau von Staël war erfüllt von den höchsten Idealen der Liebe und Ehe, wie alle diese Frauen, welche an der Stellung ihres Geschlechts zur Gesellschaft zu Dichterinnen oder Märtyrinnen geworden sind." In ihren beiden, von uns soeben genannten Romanen giebt sie alle jene Konflikte zwischen Sitte, Liebe und dem moralischen Gesetz, denen eine bedeutend angelegte weibliche Natur in Verhältnissen, wie den ihrigen, unterworfen sein mußte. Diese Verhältnisse sind später, besonders von Aurora Dudevant, die zu Ehren der Liebe, die sie für den Schriftsteller Sandeau empfand, die erste Silbe in dessen Namen zu dem ihrigen machte, indem sie sich George Sand nannte, auf eine geniale, aber nicht selten auch eben so verwegene Art ausgebeutet, zum schwindelnden Vorwurf literarischer Hervorbringungen gemacht worden.

In Deutschland selbst hat Goethe mit seinem „ewig Weiblichen" und seinen sozialen Romanen „Werther's Leiden", „Wahlverwandtschaften" und

„Wilhelm Meister“ der Entwickelung und Herauslebung des Weibes wesentlichen Vorschub geleistet. Das Weib, das Klopstock in seinen Oden für die Literatur nur erst erahnte und ersehnte, Lessing freilich schon in seiner Höhe und Tiefe begriff, Schiller idealisch sich vorschweben sah, Goethe schuf es zuerst, das volle, mit Blut und Leben ausgestattete Weib des neunzehnten Jahrhunderts, und machte es mit dieser Schöpfung zum Staunen und Wunder der Welt, aber zugleich auch in sich selbst bewußt und erkenntnißreich.

Die ersten Tage dieser Epoche sind große erhabene Momente, wo auf das Weib noch das Hölderlin'sche Motto „still und bewegt“ als anwendbar gelten darf. Man sieht da noch jene schönen weiblichen Wesen, „die nicht gar zu originell, nicht all zu übergeistigt, mit rosigem Ernst und einer gewissen Anmuth in der Langsamkeit des Begreifens, sinnig zuhörend und achtsam auf die Reden der Männer lauschend, aus tiefster Naivität zuweilen dialektische Momente spenden, die der Debatte eine neue Wendung geben.“

Frau von Stein, die Schwestern Jakobi's, die Frau von Laroche, Caroline von Wolzogen und viele Andere sind Gestalten, auf deren Charakter- und Lebensschilderung unser Auge mit einer ruhigen Genugthuung verweilt, weil wir darin noch den ganzen Liebreiz und Zauber jener Weiblichkeit finden, wie er uns aus

den Goethe'schen Frauenbildern so anmuthend entgegentritt.

Diese Frauenbilder, zu denen als Prototyp auch Anna Sibylla Münch zu rechnen ist, zu der Goethe in Frankfurt in näherem Verhältnisse stand, und auf deren Anregung hin der Dichter den „Clavigo" schuf, sind in dieser von Goethe selbst am besten folgendermaßen charakterisirt:

„Ihre Gestalt," sagt er, „war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man in ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen."

In diesen Frauenbildern wie hier eines geschildert wird, ist noch eine gewisse Stille, etwas Sonntägliches der Existenz. Der Lärm und die Unbehaglichkeit der Gesellschaft haben sie noch nicht erreicht, oder noch nicht ganz aus dem Ebenmaß der Bewegung gebracht. Ihre Psyche spricht und gestikulirt, aber sie hat noch nicht jene Nervosität, jene Aufgeregtheit und taumelnde Ueberreiztheit in sich ausgebildet, die sie später die wahren Veitstänze auf dem Forum der

Kunst und Literatur, oder auch nur im Zirkel der gesellschaftlichen Unterhaltung aufführen machen. Es liegt noch eine gewisse dämmernde Morgenröthe des Gefühls, eine sich keusch und nur unendlich zaghaft erschließende Empfindung des Herzens über diese Frauengestalten ausgebreitet. Das „Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht", weht hier noch, eingehüllt in die jungfräulichen Schleier der Werdelust, beim Schlag der Nachtigallen und dem Dufte der Rosen, in den goldenen Träumen des Liebelebens, das sich in der gesunden und heitern Lyrik jener Tage so überaus herrlich und köstlich ausgedrückt zeigt. Alle jene Lieder von Goethe: „Nähe des Geliebten", „Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen", „Rastlose Liebe", „An Mignon" u. s. w. u. s. w., waren nur in jener schönen Entwicklungsperiode des Weibes möglich und stechen scharf gegen die Liebeslieder der späteren Epoche ab, die von dieser unbefangenen Hingabe, von dieser arglosen Macht der Neigung keine Spur mehr haben.

Wie sehr das klare und gerade Empfängniß für jene Goethesche Liebeslyrik schon kurze Zeit danach verloren gegangen war, kann uns auf schlagende Weise die Auffassung zeigen, welche Rahel einem jener früheren Lieder von Goethe zutheil werden läßt. Goethe schickte bekanntlich ein paar selbstgemalte Rosabänder an Friederike Brion in Sesenheim mit den reizenden Versen:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All' in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Wie Friederike selbst diese Worte aufgenommen, ist leider durch nichts dokumentirt, allein die ruhige Entsagung, mit der sie Goethe scheiden sah, ihm später wieder begegnete und überhaupt ihr Schicksal trug, läßt uns mit Grund zu der Vermuthung kommen, daß sie in diesen leichten und glücklichen Versen nur den lieb-

lichen Akt einer Huldigung, den tändelnden Beleg einer liebenden Aufmerksamkeit sah und nicht die quälende und marternde Bedeutung herausnahm, welche die Rahel sich herausliest und worüber sie sagt:

„Ich fühlte dieser Worte ewiges Umklammern um ihr Herz; ich fühlte, daß sie sich nicht lebendig wieder losreißen, und wie des Mädchens Herz selbst klappte meins krampfhaft zusammen, wurde ganz klein in den Rippen; dabei dacht' ich an solchen Plan, an solch' Opfer des Schicksals, und laut schrie ich, ich mußte, das Herz wäre mir sonst todt geblieben. Und zum erstenmal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muß man nicht schreiben, er nicht. Er kannte ihre Süße, ihre Bedeutung; hatte selbst schon geblutet. Gewalt anthun ist nicht so arg."

Man weiß aus Goethes Schriften, wie aus vielfachen Schilderungen jener Zeit, daß der Dichter die meisten jener weiblichen Jugendgestalten, die ihm und denen er so viel zu schaffen gemacht, in späterer Zeit aufgesucht und in Ruhe gesehen und gesprochen hat. Man weiß es unter Andern von Friederike Brion, von Anna Elisabeth Schönemann, unter dem Namen Lili bekannt, von denen die Letztere sich anderweitig glücklich verheirathete und die Erstere ihr einsames Loos in schöner und großer Entsagung würdig ertrug. Wären diese Frauen schon vom Esprit aufgestachelt gewesen, so

würde Goethe bei der letzteren nach Jahren in Straßburg nicht heiter haben zu Mittag speisen und von jener Geliebten in Sesenheim nicht haben scheiden können mit dem Bewußtsein, „daß er nun doch auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben dürfe".

Diese Aussöhnung und diesen Frieden würden die zeternden, aufgestörten und ewig schreienden Empfindungen, wie wir sie in der eben mitgetheilten Auslassung der Rahel finden, unmöglich gemacht haben, denn wir ersehen daraus, daß das Weib bereits das schöne Ebenmaß des Herzens und der Seele verloren und in jenes Stadium der Nervengereiztheit getreten ist, das die Espritperiode unserer Literatur charakterisirt.

Rahel, gewissermaßen die Mutter dieser Espritperiode, zeigt dies Stadium der Nervengereiztheit selbst auch in der allermerkbarsten Weise schon auf. In ihr ist Alles Zucken, Vibration des Geistes. Ihre Psyche ächzt und stöhnt, windet und krümmt sich in den Schmerzen einer aufgestachelten, nie zur Ruhe gelangenden Existenz. Ihr Denken ist ein namenloses Weh, ihr Gefühl eine klaffende Wunde. Und während die früheren Frauen verschwiegen mit ihrem Unglück umgehen, es still in sich einschließen, es höchstens zur Nacht in lautlosen Thränen auf die Kissen

ihres einsamen Lagers niederweinen und es nie, am allerseltensten einem Mann offenbaren, vor dessen lautem Wesen, Thun und Treiben ihre keusche Seele eine gewisse Scheu empfindet, sehen wir hier in der Espritperiode und zunächst bei Rahel von dieser Zurückhaltung und Angst vor dem männlichen Geiste auch nicht die mindeste Spur mehr. Briefe, wie sie sie an Männer schreibt, sind vordem in Deutschland von Frauen an Männer noch nicht geschrieben worden. Es ist nichts von verzagtem Kleinmuth, von verschüchtertem Herzklopfen, von weiblicher Bangigkeit darin. Frei, groß und bis in die intimste Empfindung offen, stellt sie darin ihre Seele der des Mannes gegenüber. Es ist ein Moment der Gleichstellung, der sein Imponirendes hat, aber auch schon den Keim der unseligen Verwirrung zeigt, die wir später aus diesem Verhältniß hervorgehen sehen. Rahel selbst ist schon vollständig erfaßt von jenem Sturmwinde der Staël, von dem sie inkommodirt wird und gegen welchen sie schmerzhaft anschreit, dessen sie sich aber nicht erwehren kann, wie das vielfach aus ihren eigenen Worten zu ersehen geht. „Aus der Leidenschaft kann ich nicht“, ruft sie zu mehreren Malen, wenn sie sich Vorwürfe über ihre Exaltation macht, die denn allerdings auch eine sehr große und immer fieberhaft erregte ist. So schreibt sie z. B. 1815 an Varnhagen aus Frankfurt a. M. über eine Begegnung mit

Goethe: „Wir fahren zu einem herrlichen Thore hinaus, an einem herrlichen Quai am Main vorbei, an kultivirten Gärten und der wohlhabenden Gegend, durch Weingefilde, im köstlichsten, gesundesten Wetter (wie es in zwanzig Jahren nicht war) nach einem Forsthause, wo man Kaffee nimmt; dort gehen wir im Walde spazieren; wir treten endlich aus dem Walde, sehen eine weite, schöne Wiese; am Ende ein hellbeschienen Dorf. Der Herr fragt, ob wir das sehen wollen. Ich sage, die Sonne sei so stark, lieber später; er sagt, es ist Niederrad, das Dorf, wovon Goethe so viel schreibt, wo er immer mit seinen jungen Freunden hinging. Dann wollen wir durch die Sonne, sag' ich, und Schauder grieselt mir über die Backen. Getrost, fröhlich, ja zerstreut im Gespräch, gehen wir hin! es hat Straßen wie die österreichischen Dörfer, ich tadle das; wenig Menschen gehen hin und wieder: ein niedriger halber Wagen, mit einem Bedienten, fährt den langsamsten Schritt; ein Herr fährt vom Bock, drei Damen in Trauer sitzen drin; ich sehe in den Wagen und sehe Goethen. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden; ich schreie mit der größten Kraft und Eile: „das ist Goethe!" Goethe lacht, die Damen lachen, ich aber packe die Vallentin und wir rennen dem Wagen voraus und kehren um und sehen ihn noch einmal."

Man muß bedenken, daß, als sich dieser Auftritt

ereignete, Rahel kein junges Mädchen, sondern eine Frau in vorgeschrittenen Jahren war, und da wird man diesen sich eben nur erklären können, wenn man in ihr das weibliche Wesen erkennt, das ewig im Trubel der Gefühle bleibt und sich gewissermaßen davon attakirt sieht. Sie hat von der Bettina einmal sehr bezeichnend gesagt: „Ihr Geist hat sie, nicht sie ihn", und dieser Ausspruch paßt auch auf sie selbst, nur mit dem Unterschiede, daß Bettina sich willenlos der Lenkung ihres Geistes überläßt, während Rahel dagegen ankämpft, ja schon etwas von der dagegen angehenden Ironie hat, die wir später im Esprit so ausgebildet finden und welche in ihr schon leise zum Vorschein kommt. Charakteristisch dafür ist, was sie selbst erzählt: „Ich sah mit Frau von B. zu Töplitz im Jahre 1822 den „Prinzen von Hessen-Homburg" aufführen. Und als der Prinz dem alten Kottwitz Muthlosigkeit vorwirft, wie der des Churfürsten Ordre nicht übertreten will, giebt der alte Brave nach, sich zornig vertheidigend. Kottwitz spielte sehr gut. Ich fing heftig an zu weinen; meine Nachbarin sieht mich lang und verwundert an; ich wußte wohl, daß kein Mensch da weinte, und will mich vertheidigen. Vor Weinen konnte ich nicht zu Stimme kommen. „Ich will Ihnen sagen", bringe ich endlich hervor, „warum ich weine"; ich denke, ich werde eine lange Rede halten,

stoße aber nur die Worte mit zerborstenem Herzen in vollen Thränen heraus: „Ich kann keine Beleidigung ertragen!“ In demselben Augenblicke lachen wir Beide laut auf; ich konnte vor Lachen und Weinen gar nicht aufhören. Und noch habe ich mir die Scene nie wieder gedacht, ohne zu lachen.“

Varnhagen berichtet, daß Rahel eines Morgens in schmerzlicher Aufregung zu ihm in's Zimmer kam und weinend ausrief: „August, sie ist todt!“ Man wird glauben: eine Schwester, eine Freundin oder Verwandte, mindestens eine Katze oder sonst ein Thier. Nein, dieser Jammer und diese Thränen galten der Savigné, deren Briefe seit Monaten ihre Lust und Freude gewesen, jener Savigné, welche bekanntlich am 18. April 1696 an den Blattern gestorben war und deren Tod 1823 Rahel in dieser Weise erschütterte, weil ihrem ewig aufgeregten und gereizten Geiste jede Vorstellung, auch die entfernteste, wie ein eigenes Erlebniß der Gegenwart war. Alles ging bei ihr auf die Nerven, alles allarmirte sie, besonders auch das Wetter, das sie darum meist sehr gewissenhaft über jedem Briefe oder sonstigen Aufzeichnung angegeben hat. Sie hing davon ab, ihre Stimmung stieg und fiel mit dem Barometer, ein Zustand, den wir vielfach in jener Periode widergespiegelt finden und welcher am besten ihre geistige Unruhe und Gestörtheit erkennen macht. Die

Literatur hatte ihre feste Stellung, ihren Halt und ihre Stütze im Leben der Nation verloren. Sie stürzte, rollte, kollerte wie ein Wirbelwind durch alle Verhältnisse der Gesellschaft einem Etwas, einem Ziele zu, von dem sie sich selbst keine klare Vorstellung und Rechenschaft zu geben vermochte. Wienbarg hatte, als er den Kampf eröffnete, allerdings, wie wir gesehen haben, eine bestimmte Richtung und Tentenz im Auge gehabt, er wollte durch die Kunst zur Freiheit und stempelte die Literatur gewissermaßen zum Geniecorps derselben.

Mitten im sieghaften Vorschreiten aber brach eine heillose Verwirrung aus. Der Esprit erregte Unordnung und Getümmel, die Schlachtreihen lösten sich auf und man marschierte endlich in chaotischem Gewirr nur noch dem Glücke zu, dem Glücke, das hier ein Surrogat der Freiheit wurde.

Diesen Kreuzzug nach dem Glücke, dem Surrogat der Freiheit, haben besonders enthusiastisch und kriegslustig die Frauen mitgemacht.

In den Rahel'schen Memoiren befindet sich eine Anekdote verzeichnet, die folgendermaßen erzählt ist: „Ein geistreiches Fräulein, in ihrem Kreise seit langen Jahren wegen ihrer unerschöflichen Witzworte und scharfen Wortspiele berühmt, heirathete endlich einen sehr wackeren jungen Mann, den ihre Lebhaftigkeit sehr

angezogen hatte. Nach einiger Zeit sprach man gelegentlich von diesem Paare manches Günstige. „Aber sie ist gar nicht witzig mehr!“ bemerkte Jemand. „Was hat sie noch nöthig, witzig zu sein“, fiel Rahel lebhaft ein, „sie ist ja glücklich!“

Diese zufällige Anekdote ist von einer großen Bedeutung, weil darin die Entstehung und Motivirung der ganzen Espritperiode gegeben liegt. Sie entstand und konnte nur infolge eines allgemeinen sich Unglücklichfühlens entstehen. Die Revolution war nicht geworden, was sie werden sollte und ward auch nach 1813 in Deutschland nicht zur politischen Genugthuung der deutschen Nation verarbeitet. So kam es und konnte es kommen, daß sich überall Unbefriedigtheit, Mißstimmung, Enttäuschung einstellen und Zustände entwickeln mußten, die, weil sie die Männer drückten, auch die Frauen irritirten. Denn die Frauen fühlen den Männern nach und greifen immer in ihrer Leidenschaftlichkeit über, wo der Mann mit seiner Energie und Kraft zurückgedrängt ist; die heruntergekommenen Zeiten, die Zeiten der nationalen Schmach sind immer die Glanzperioden der weiblichen Macht.

Jean Jacques Rousseau hatte sehr richtig gesagt: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern spreche ich die Talente der Männer ab.“ Und „wie schade“, ruft Gervinus in der Geschichte seiner National-Literatur bei

Anführung dieser Stelle aus, „daß nun die Ausnahmen zur Regel werden wollten“, indem er hinzufügt, daß es ein Unglück sein müßte, wenn dem von seiten der Männer nicht Damm und Ziel gesetzt werde. „Die Werke der Poesie“, sagt er, „sind so vorzugsweise für das schöne Geschlecht geschaffen; der Geist der Frauen nährt sich nicht in Wissenschaft und Leben; der Mann bereitet ihm aus diesen weiten Gebieten, was ihm Bildung und Genuß verschafft; er lebt auch hier dem mühseligen Erwerb, wo das Weib dem Besitze und der Empfänglichkeit leben darf. Es ist nun bloße Zufahrigkeit, daß man das Zugerichtete wieder zurichten, die gerüstete Tafel umdecken und umstellen will. Denn was hat uns jene ganze Frauenliteratur Dauerndes, was hat sie uns Eigenes gegeben? Sie konnte nur die schönen Formen nachahmen, die Materien mußte sie immer aus dem Stocke der Männerliteratur hernehmen; denn was dächte man auch von dem Weibe, das sich in dem Leben selbst die reichen Erfahrungen sammeln wollte, die nur für eine mediokre Schriftstellerin, wenn sie selbstständig sein will, nöthig wären?“

Wenn wir diese ablehnende Ansicht nun auch zu weit gegangen erachten müssen und dem weiblichen Geschlechte keineswegs die Fähigkeit ableugnen wollen, auch seinerseits in der Wissenschaft, Literatur und Kunst manches Verdienstliche leisten zu können — haben

diese Leistungsfähigkeit doch selbst unsere hervorragendsten Größen anerkannt —, so bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß ihr engere Schranken gesetzt sind und es vor Allem sich auf Gebieten zu erhalten hat, die das innerste Wesen der weiblichen Natur nicht verwirren und aus dem schönen Gleichgewicht bringen, das ihren höchsten Reiz und Zauber auszumachen und zu üben imstande ist.

Die Frau soll, wenigstens nach deutschem Begriffe, in und um sich eine stille Heiligkeit wahren und der gute Genius der Sitte und der Häuslichkeit bleiben. Verlernt oder verschmäht sie dies zu sein, indem sie, männlichem Bestreben und Vollbringen nacheifernd, in das bunte Gewirre und Getümmel der Welt sich mischt, so kann für sie selbst wie für den Mann nur Unheil daraus entstehen und der Bann aller Ordnung gebrochen werden.

Staat und Gesellschaft beruhen ihrem innersten Halte nach auf der Familie und dem gesicherten Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern. Wo diese Grundbedingungen erschüttert und, wenn auch nur theilweise, zertrümmert werden, da entstehen und müssen entstehen jene sozialen Verrückungen und Umwälzungen, die den Verfall und Niedergang auch der mächtigsten Völker zur Folge haben.

Die Geschichte giebt uns lehrhafte Beispiele davon

und läßt uns mit Schrecken erkennen, daß ein gelockertes oder gestörtes Verhältniß dieser Art mit Katastrophen zu endigen pflegt, die so zu sagen der Anfang des Endes sind.

Das Weib, das mit anderem Erfolge, als dem echt weiblichen, in die Kreise des Mannes und der Historie tritt, hat noch niemals glücklich gewirkt. Wie hoch es immer im Ansehen, Glanz und Macht gestiegen, seinem eigentlichen und echten Werthe nach ist es nur um so mehr gesunken. Es verliert an weiblicher Tugend, was es an männlichem Geiste gewinnt, und der Verlust ist größer als der Gewinn, denn der Gewinn bringt dem Manne keinen Nutzen, aber der Verlust einen unberechenbaren Schaden.

Die Frau, die an weiblicher Tugend eingebüßt, verwüstet die unter ihr aufwachsende Jugend, die Familie, die Gesellschaft. Mit dem männlichen Geiste aber, den sie sich aneignet, was kann sie mehr bieten und schaffen, als der Mann?

Mehr! Sie bietet und schafft nicht einmal so viel wie er. Und für dies Wenige, das sie leistet und erringt, verkürzt sie ihn um so mehr in seinem Verhältniß zu ihr.

Der Mann wird in seinem Innern verödet, wenn er nicht aus den Wirbeln und Strudeln der Zeit ein Heiligstes und Höchstes, gewissermaßen die Rosen und

Myrthen des Lebens und aller seiner Errungenschaften dem Weibe in die stille Heiligkeit seines Wirkens tragen und bringen darf. Wenn sich das Weib, aufgerüttelt und vorlaut, ihm nachdrängt in die Reihen der streitenden Daseinsmächte, seine Wehr und Waffen nimmt und das sein will, was er ist, dann muß in ihm der Hauch alles liebenden Einverständnisses, aller Sehnsucht des Herzens nach Friede und Glück verloren gehen und er, in dem Versuche das Wesen des Weibes in sich selbst nachbildend zu ersetzen, zum erbärmlichen Zerr- und Zwitterbilde werden, das wir in der That in unserer Literatur zeitweise haben zur Erscheinung kommen sehen.

Das Weib, das zum Manne und der Mann, der zum Weibe werden will, dies frivole und gemeine Schauspiel setzt sich, so lächerlich es klingen mag, wirklich in Scene, und zwar so, daß auch Gervinus, Akt davon nehmend, Folgendes darüber anführt: „Jean Paul nannte Novalis ein schönes Mannweib; Wieland fand Baggesen ganz unmännlich und in wesentlichen Zügen von entschiedener Weibernatur; Franz Horn fand in August Wilhelm Schlegel dasselbe leidende weibliche Genie. Friedrich Schlegel's Freund Gentz, der Mann der Politik, nannte sich selbst dem „großen Manne Rahel" gegenüber ein unendlich empfangendes Wesen. Ja Friedrich Schlegel kanonisirte geradezu

diesen Charakter der Passivität als den echten Begriff der Menschheit. Die Schiller'schen Sätze von Versöhnung der leidenden und thätigen Kräfte werden von ihm in der „Lucinde“ zur Karrikatur und geistreichen Fratze gesteigert: die höchste Vollendung sei die Verschmelzung des männlichen und weiblichen Wesens.“

Dieses Urtheil ist hart und vielleicht ein wenig zu hart, denn immerhin werden sich diesem, seiner Zeit so übelberüchtigten Werke, das 1799 erschien, auch einige Verdienste nicht ohne alle Begründung nachrühmen lassen. Ein Buch, das Friedrich Schleiermacher in seiner Schrift: „Vertraute Briefe über die Lucinde“ mit einer schönen, zuweilen hinreißenden Begeisterung in Schutz nahm, muß nothwendig den Kern einer Bedeutung in sich bergen, der nicht ganz zu verwerfen ist. Und daß das in der That der Fall, davon wird sich ein aufmerksamer Leser leicht zu überzeugen imstande sein. „Lucinde“ von Friedrich von Schlegel ist keinesweges die blos „lüderlich-romantische Lucinde“, wie sie Heine kurzweg zu bezeichnen liebte, sondern es wohnt dieser poetischen Schöpfung immerhin eine Idee inne, die über die Lüderlichkeit dadurch hoch hinausragt, daß sie bestrebt ist, das Verhältniß zwischen Mann und Frau gleichsam in ein neues Stadium zu bringen, indem sie die

menschliche Sinnlichkeit, die in diesem Verhältniß doch ihre berechtigte Rolle spielt, aus ihrer bis dahin verachteten und schmachbedeckten Stellung heraus in eine anerkannte und zuständige Lage zu erlösen sich angelegen sein läßt. Die Sinnlichkeit sollte in Zukunft nicht mehr ein verrufenes, von allen anständigen Empfindungen verpöntes Gefühl, sondern ein wohlgelittenes und seiner Lebensbedeutung sich bewußtes Element der menschlichen Natur sein. Er beabsichtigte, wie Schleiermacher verschwommen meint: „die alte Lust und Freude und die Vermischung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgesonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, sondern Eins mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl, mit der Verschmelzung und Vereinigung der Hälften der Menschheit zu einem mystischen Ganzen zu gestalten." Kurz: er wollte gleichsam eine „Reformation der Liebe", wie Gutzkow sagt: eine Liebe, welche sich bewußt wird, „daß sie an ihrem Leibe die Mittel besitzt, das Ding zu treiben, wie es von jeher in der Welt getrieben worden ist". Die elende, falsche Scham, die sogenannte „Engländerei", sollte ausgerottet und an ihre Stelle die lebendige Ueberzeugung treten, daß auch die sinnlichen Regungen und Genüsse in der menschlichen Natur ihre volle Berechtigung und keineswegs nöthig haben sich in verborgener Heimlichkeit

und wie Sünde zu betrachten. Nur sollten sie mit ihrer gleichsam sittlichen Anerkennung zugleich unter das Gesetz der künstlerischen Schönheit gestellt werden, eine Stellung, die in dem Romane Schlegels sich leider nicht natürlich und in ungezwungener Wahrheit ausgestaltet, sondern vielfach in Künstelei und Raffinirtheit ausartet. Sein romantisches Gebilde gewinnt nirgends recht Form und volles, gesundes Leben, sondern zerflattert in geistvoll zugespitzte Einfälle und Bemerkungen, in Reflexionen und Phantasien, die überall ein leichtes, träumerisches Spiel treiben, aber nirgends gehaltvoll genug sind, in die Weltordnung irgendwie bestimmend einzugreifen, wie es der Dichter und seine Anhänger wohl beabsichtigt haben mochten.

Zu den Letzteren gehörte, wie schon erwähnt worden, auch der Berliner Prediger Friedrich Schleiermacher, dessen „Vertraute Briefe über die Lucinde", wie Wienbarg meint, so interessant, heimlich, intim, von poetischem Duft angehaucht erscheinen, daß ein wundersamer, träumerischer Glanz, ein widerscheinendes Rosenlicht von Küssen, ein Aether von Blicken und glühendem Athem darüber liegt und die engen schwarzen Spaliere der Zeilen auseinanderrollen und sich zu blühenden Laubgängen erweitern, darin die Nachtigallen schlagen und wohlgekannte liebende

stalten flüsternd und kosend an uns vorüber schweben, Romeo und Julie, Abelard und Heloise, Petrarka und Laura, das hohe Evangelium der Liebe zu predigen, denn wie Wienbarg richtig schließt: nicht der Schlegelsche Roman bildet das eigentliche Thema der Schleiermacherschen Briefe, sondern die Liebe.

Die Liebe, „die ach! so schlecht und ordinär geworden ist in deutschen Landen", wieder erhoben und zu Ehren gebracht zu haben, dies Verdienst will Wienbarg Schleiermacher nicht geschmälert wissen und er preiset deswegen begeistert Gutzkow, daß er den Muth gehabt hat, diese Briefe aus ihrer Verborgenheit hervor und an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen.

Daß er das kurz nach dem Tode Schleiermachers that und das Buch mit seiner Vorrede gleichsam wie zum Hohn in die frommen Zionsreden und bigotten Nekrologe schleuderte, welche die augenverdrehenden Zeloten über dem frischen Grabe des evangelischen Predigers zum Besten geben, den sie so gern, trotz aller Abweichungen von ihren theologischen Anschauungen, als einen der Ihren proklamiren wollten, weil er berühmt und zuletzt ziemlich kleinlaut geworden war, gab seiner Veröffentlichung so große und epochemachende Bedeutung.

Sie schnitt mit einem einzigen Rucke das geist-

liche Tischtuch zwischen Schleiermacher und seinen orthodoxen Amtsbrüdern entzwei und warb dem jungen Deutschland einen Mitkämpfer, der, wenn auch todt und der romantischen Schule angehörig, doch dessen Sache und Richtung von außerordentlichem Nutzen sein konnte, ja, sein mußte.

Gutzkow, den wir noch später eingehender zu betrachten und zu würdigen Gelegenheit finden werden, ist darum so interessant und wichtig in der Gruppe des jungen Deutschlands, weil er in allen und auch in den feindlichsten Lagern bewandert und zu Hause, alle Gesinnungen und Stimmungen heraus zu wittern wußte, die seinen und seiner Genossen Bestrebungen dienen konnten.

Er erkannte sofort, was es für ihn und seine Mitstreiter für einen Vortheil gewähren mußte, auf einem etwas gefährlichen und schlüpfrigen Felde unter der Fahne Schleiermachers auf dem Kampfplatze erscheinen zu können.

Er sowohl wie seine Gefährten hatten an der Schlegelschen „Lucinde" zwar keineswegs ein poetisches oder künstlerisches Genüge gefunden, wohl aber hatten sie einen Theil ihrer Tendenz erfaßt und in ihrer Weise weiter auszutragen getrachtet. Die Ideen der Frauenemanzipation, die sie alle mehr oder weniger in ihren literarischen Schöpfungen verarbeiteten, konnten

die Nabelschnur der „Lucinde“ nicht verleugnen. Die schöne Sinnlichkeit gewissermaßen zur Kunst und Wissenschaft der Liebe zu machen, beseelte sie Alle. Sie Alle empfanden in sich den lebhaften Trieb und die verführerische Lust dem Weibe eine neue und veränderte Stellung, gleichsam ein anderes Schicksal zu geben.

Dies zu ermöglichen und zu vollbringen, ließ auch Gutzkow sich angelegen sein, wie seine „Wally“ und andere Schriften beweisen. Die „Vertrauten Briefe über die Lucinde“ ergriff er dabei als Schild, um sich dahinter bei seinem Ausfall zu decken und dabei zugleich pantomimisch zu sagen: „Was will man von uns? Wenn selbst ein Theologe, ein Geist wie Schleiermacher, sich veranlaßt sehen konnte, für eine Umgestaltung der ganzen Lebensverfassung des weiblichen Geschlechts einzutreten, warum uns daraus ein Verbrechen stempeln, wenn wir profanen Apostel einer neuen Weltordnung uns gedrungen fühlen dasselbe zu thun? Müssen die Dinge nicht dringend und verzweiflungsvoll genug geworden sein, wenn sogar einer Eurer Heiligen nicht nur gemeinschaftliche Sache mit uns macht, sondern sogar uns darin vorgeleuchtet hat?“

Natürlich gab Gutzkow diese Pantomime nicht ohne einige Nebenbemerkungen daran zu knüpfen. So

äußerte er unter Anderem: „Ja, Ihr Pfaffen, es ist nicht Alles Theologie, was in der Welt ist: es giebt einige Dinge, welche Euch gänzlich fremd geblieben sind. Ihr, die Ihr die Natur einsargen möchtet und das Leben begraben, wenn es kaum die Augen aufschlug; übermüthige und bestechliche Kastellane des Himmels, Kammerdiener Gottes, die Ihr auch darin dem gewöhnlichen Lakai gleicht, daß Ihr von der Größe immer nur das Kleine seht: nicht alles, was geschehen ist, sind Löschersche und Calixtinische Streitigkeiten gewesen. Sondern man will auch wissen, daß der Weg zum Himmel durch die Kirche nur ein zeitraubender und ermüdender Umweg sei und daß es Geschichte, Streben nach Wahrheit, Enthusiasmus der Schönheit gegeben hat. Laßt einen Augenblick Eure Katechismen, werft Eure Talare und Vorhemdchen weg, diese geistliche Koketterie, vergeßt einmal die Beweisstellen für die Gottheit eines von Euch noch immer gekreuzigten Menschen und hört, was in anderen Gebieten, im Reiche der Freiheit, Jugend und Phantasie sich vor Jahren begeben hat."

Diese und ähnliche Aussprüche schlugen wie platzende Bomben in die damalige Gesellschaft und der Schrecken und die Verblüffung wurden noch dadurch vermehrt, daß Gutzkow die Verwegenheit beging, die Schlegelsche „Lucinde" noch obenein „ein meisterhaftes Buch" zu

nennen, „das," wie er behauptet, „das Fleisch mit dem Geiste der Liebe versöhnen wollte." „Ich gestehe," fuhr er später fort, „daß ich die „Lucinde" recht eifrig gelesen wünsche, unserer eigenen krüppelhaften Liebe wegen und weil ich einen andern Sinn in sie lege, als welchen sie im Buche ausspricht. Wir sehen diese Frage als sozial an; Schlegel hielt seine „Lucinde" wohl selbst nur für eine künstlerische Anomalie. Schleiermacher faßte sie tiefer und mehr im Sinne der sich verbreitenden Lehren der neuen Schule. Das Soziale schien ihm als das Konversationelle; doch wie es natürlich war, die Kühnheit der Praxis, auf welche Schlegel vielleicht verzichtet hatte, milderte die überströmende Fülle der Keime, welche in der „Lucinde" lagen, und in den „vertrauten Briefen", die ursprünglich in das „Athenäum" kamen, erschien das Evangelium des neuen Geschlechtsumganges als eine dialektische Verwickelung, welche nichts übrig ließ zum Resultate, als daß man doch im gesellschaftlichen Umgange ausgehen möchte von der Thatsache zweier Geschlechter, von der Verbannung der Prüderie und der Toleranz gegen jeden hübschen Witz, den man unter „Engländerinnen" unterdrücken mußte".

Nachdem er scharf und schneidend noch gemeint hat: „Das Unglück dieser Zeit ist, daß die Frauen hinter den Männern so unendlich weit zurück ge-

blieben sind" und damit ausgedrückt haben will, daß es Noth thue, sie zu fördern und daß es mit eine der Sorgen des jungen Deutschlands sei, diese Förderung zu beantragen und durchzusetzen, erklärt er endlich dreist und unumwunden, „daß die Zustände im modernen Leben vielfach unerträglich und unhaltbar, namentlich aber das Verhältniß zwischen Mann und Frau zur offenbaren Fratze geworden sei."

Diese Erklärung gab Gutzkow ein Jahr nach Schleiermachers Tode und ganz kurz nach der Abspielung jener Literaturtragödie ab, welche Theodor Mundt in seinem rührenden Buche: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" herzerschütternd geschildert hat.

Charlotte Sophie Willhöfft war am 18. Juni 1806 in Hamburg geboren und siedelte als Kind mit ihren Eltern nach Leipzig über, wo ihr Vater, ein geachteter Kaufmann, bald darauf starb. „Die jüngste Tochter einer blühenden Familie, wurde sie von Allen zärtlich gehegt und durch Gestaltung der Umstände in dem Haushalte einer ihrer älteren Schwestern aufgenommen, die an demselben Orte glücklich verheirathet war. Ein eigenartiges, sinniges Mädchen, ging sie früh ihre besonderen Wege, liebte Einsamkeit und Stille, dichtete und sang und grübelte den Räthseln des Lebens nach. Es wird berichtet, daß sie schon in diesem zarten Alter aus religiöser Ueberspannung

sich mit dem Gedanken vertraut machte, den geheimnißvollen Schleier des Todes zu lüften."

Eben sechszehn Jahre geworden, lernte sie durch einen ihrer Brüder den Studenten Heinrich Stieglitz, einen dichterisch begeisterten Philologen kennen. Der Genius der Poesie führte ihre Herzen zusammen. Um die Geliebte baldmöglichst heimführen zu können, nahm Stieglitz eine Stelle als Bibliothekar und zugleich als Lehrer an einem Gymnasium in Berlin an. 1828 kam er die Geliebte heimzuführen. Zu der Hochzeitsreise schenkte Charlotte ihm einen Dolch. Der Dolch unter der Myrthe wurde ein verhängnißvolles Symbol ihrer Ehe. Zwar war die Ehe eine glückliche, durch aufrichtige Liebe und die Musen verschönte, aber nur zu bald lagerten sich lange und düstere Schatten darüber, weil Heinrich Stieglitz, sich als Pegasus im Joche fühlend, anfing mit seinem Schicksale unzufrieden zu werden. Er hielt sich für eine bedeutende Dichterkraft, und nachdem er einen Band Verse „Bilder des Orients" herausgegeben und mit diesen die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatte, träumte er davon ein anderer Goethe zu werden. Angefeuert von der Gattin, aufgemuntert von den Freunden und getrieben von einem verzehrenden Ehrgeize, wollte er im Fluge die Kränze des Ruhmes auf seine Stirne gedrückt sehen. Allein dazu reichte

seine Begabung doch nicht hin. Die gewünschten und erhofften Erfolge blieben aus, und Heinrich Stieglitz, statt die Ursache davon im Mangel seines Talentes zu suchen, suchte sie in seinen äußeren Lebensumständen, in den Mühen und Plagen seines Berufes, in der Frohnarbeit seiner Stellung, in der Sorge um das tägliche Brot. Laßt mich Muße, Ruhe, Sammlung gewinnen, rief er jammernd, und ich will Euch Meisterwerke von unvergänglichem Werthe schaffen. Reißt mich aus dieser kleinbürgerlichen Existenz, aus der Verpflichtung Bücher zu verleihen und Schulhefte durchzusehen, gebt mir Freiheit, Bewegung, ein großes Geschick und ich will die Welt in Bewunderung versetzen! So dachte, so seufzte er, wenn der Quell der Dichtung ihm versagte, wenn, was er in erhabenen Formen und Gestalten trug, sich schwach und dürftig auf dem Papiere auslebte.

Charlotte, die eine geistvolle, poetisch gestimmte Frau war und die Ruhmbegier ihres Gatten wohl theilen mochte, wurde durch die Klagen und Verstimmungen ihres Dichters im tiefsten Innersten bewegt und erschüttert. Sie, die ihm bei seinen Liedern und Versen feinsinnig und schöpferisch zur Hand ging, ihn anregte und förderte, nahm sich sein Leid und seine Verzweiflung zu Herzen, indem sie Tag und Nacht darüber nachsann, wodurch sie zu heben und von der Seele des Leidenden abzulösen sein möchten.

Sie verfiel endlich auf ein sehr eigenthümliches Mittel. Heinrich Stieglitz, meinte sie bei sich selber, hat sich dir zu Liebe in eine Abhängigkeit begeben, die ihn martert und ihm die Fittiche seiner Begabung bricht. Du mußt ihn frei machen und um ihm eine dichterische Weihe zu ertheilen, mit dem Pathos eines großen Schmerzes erfüllen.

Die junge Dichterfrau war ein stoischer Geist, der sich mit eigenen und nicht gewöhnlichen Regungen und Gedanken trug. Man braucht nur einiges Wenige von dem zu lesen, was Theodor Mundt von ihren Aufzeichnungen und Aussprüchen aufbewahrt hat, um dies inne zu werden. Von einem Menschen, der dichterisch begabt, im praktischen Leben bald ernüchtert worden war, sagte sie bezeichnend: „Der Schwan ist ihm entronnen, die Ente watschelt ihm nach!“ — „Wollen ist der Sonnenpunkt!“ rief sie einmal. Gefragt, wie ihr der zweite Theil von Goethe's „Faust“ vorkomme, antwortete sie: „Wie ein Werk des alten Goethe, nicht des alten Goethe“. Von Börne schrieb sie: „Börne ähnelt unter den Schriftstellern als solcher dem französischen Volke unter den Völkern. Er ist das Agens, das Triebrad, das in Bewegung setzt; und kann man mit ihm und seinem Idealismus auch nicht sympathisiren, so darf man, abgesehen von etwa verletzender Persönlichkeit, doch solcher Naturen wohl-

thätig anregenden Einfluß auf das Allgemeine nicht verkennen.“ In ihrem Tagebuch fand sich folgende Bemerkung: „Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich — Wie wir fortleben? Gewiß auf wunderbar geistige Weise. Und ich seh' so viele Wunder hier, daß ich noch größere dort glaube.“ Eine andere lautet: „Dem Schwane gleich, wird der echte Mensch immer reiner, weißer, unschuldiger, entäußert sich immer mehr des Grauen.“ Einmal äußerte sie: „Menschen sind doch die Anker auf dem Lebensmeere; aber es müssen die rechten sein.“ Zu ihrem Gatten sagte sie: „Hat nicht jeder Dichter seine Traumleiter, auf der ihm die Engel auf und niedersteigen?“ Im Gespräche meinte sie einmal: „Der Dichter ist der poetische Jurist, der natürliche Defensor seiner Helden.“ Ueber Beethoven's „Fidelio“ ließ sie sich folgendermaßen vernehmen: „Wie ist diese ganze Oper voll Maß, bei der größten Leidenschaft der Gedanken!“

Diese wenigen und kurzen Auszüge werden genügen, den Beweis zu liefern, daß Charlotte Stieglitz jedenfalls kein gewöhnliches Wesen war. Sie beobachtete, dachte, empfand in höherem Grade, als es Frauen gemeinhin zu thun pflegen. Leben, Kunst, Literatur, Geschichte berührten und bewegten ihren Geist. An der Seite und in der Liebe zu einem starken, sich Bedeutung und Ruhm erwerbenden Manne,

würde sie ohne Zweifel ein helles, glückliches Dasein gewonnen haben; neben Heinrich Stieglitz versank und verkam sie allmählich. In dem beständigen Streben ihn aufzurichten, ihm Muth, Ausdauer, Begeisterung zuzusprechen, ihm den Druck der Verhältnisse zu erleichtern, die kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten der Existenz abzunehmen, erlahmte sie zuletzt und wurde am Ende so verstimmt, verzweifelt und rathlos, daß sie Heil und Rettung für Stieglitz und sich nur noch in einer gewaltsamen Katastrophe meinte erblicken zu dürfen. Sie glaubte ihrem Dichter die Freiheit wiedergeben und durch ein großes Unglück, einen gewaltigen Schmerz denselben aus seinem kleinen Elende zum mächtigen Pathos der echten Leidenschaft emporheben zu müssen.

Am 29. Dezember 1834, während ihr Gatte sich in einem Konzerte befand, besorgte sie den nächsten Hausstand, schrieb dann einen Abschiedsbrief, ging in ihr Schlafgemach, kleidete sich um und legte sich ins Bett. „Hier senkte sie mit einer furchtbar sicheren Hand jenen Dolch, den sie Stieglitz einst am Hochzeitstage geschenkt, gerade mitten ins Herz hinein, zog ihn dann aus der Wunde wieder heraus und legte ihn neben sich hin im Bett. Die rechte Hand hielt sie über die Wunde gedeckt, mit der linken zog sie sich das weiße Betttuch bis an den Hals herauf,

und in dieser Lage, in der sie gefunden wurde, gab sie sich, das Haupt ruhig zurück in die Kissen drückend, leise an ihr Ende hin. Kein Schrei, kein absichtlicher Laut. Nur endlich konnte sie das unwillkürliche Stöhnen, das aus den röchelnden Lungen immer heftiger wurde, nicht länger mit der Kraft des Geistes überwinden. Das in der anstoßenden Küche befindliche Mädchen wurde aufmerksam. Man eilte von allen Seiten herbei. — — Wunderbar anzuschauen war ihr edles, züchtiges, in kräftiger Ordnung daliegendes Todesbild, das in solcher Ruhe und einem so sichern Frieden der Haltung sich darstellte, daß die Wunde, an der sie hingeschieden war, selbst von dem herbeigerufenen Arzte erst später entdeckt wurde. In der ganzen Lage des Körpers war keine Spur eines gewaltsamen Sterbekampfes wahrzunehmen. Die schönen schneeweißen Glieder lagen in sanfter Eintracht hingestreckt. Die Wange war noch roth, die Hände leise heruntergezogen, nur einige Finger wenig gekrampft. Sie hatte geistig vollendet. Nur um den einen Mundwinkel zeichnete sich ein scharfer, trüber Zug, der Wehe ausrief über die Jämmerlichkeit einer Welt, in der die tiefste Liebe nicht in frohe Blüthe treten darf, sondern vor Gram in den Tod geht! —"

So starb Charlotte Stieglitz, achtundzwanzig

Jahr alt, ein Weib von bezaubernder Schönheit und vielseitig begabt.

Theodor Mundt aber hat in seinem jetzt wohl vergriffenen Buche „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" (Berlin, bei Veit & Comp.) ein Werk von anmuthigem Reiz hinterlassen. Der rosige Titeldruck ist dafür bezeichnend. Es liegt über der ganzen Schrift der leichte Rosenhauch und Duft der Jugend und Liebe. Es ist keineswegs musterhaft in Styl und Darstellung, aber durchpulsiert von einer zarten Empfindung und einem so glühenden und zugleich keuschen Gefühle der Zuneigung und Sympathie, daß wohl kaum ein menschliches Herz auch heut noch ganz unergriffen davon wird bleiben können. Damals entzückte es, und wir jungen Schriftsteller liebten Mundt um dieses Buches willen aus aufrichtiger Seele heraus. Es erschien uns wie ein Mysterium und ein Evangelium zugleich, es offenbarte und verschwieg ein Geheimniß.

„Vieles ist noch zu sagen und muß noch gesagt werden. Jetzt bringt der Schmerz nur zerstückelte Worte hervor."

So schloß Mundt sein Buch, das damals einen Eindruck erzeugte, von dem sich die heutige Zeit keine Vorstellung mehr zu machen vermag, weil sie kaum noch eine leise Erinnerung, kaum noch eine blasse Ahnung von den Ideen und Interessen hat, die in

den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts die Geister und Gemüther der hervorragenderen Menschen erregten und bewegten. Drüben in Frankreich gährte die Juli-Revolution in ihren Folgen und warf ihre sozialistischen Blasen — Fourier, Saint-Simon, Sainte Boeuf, Père Enfantin, Cormenin, Lamenais — und in Deutschland wühlte die Hegel'sche Philosophie. Es gab ein wildes, tolles Gemisch: die ganze Welt war wie in Wolken und Nebel gehüllt. Staub wirbelte auf, Lärm und Geschrei erscholl, ein Rauschen, Erbrausen, Poltern, Knarren und Zersplittern war wahrnehmbar, als wäre ein neues Chaos hereingebrochen und die ganze Erde sollte umgeschaffen werden.

War das Wesen des Weibes, wie wir bereits gezeigt, schon lang aus seinem schönen Gleichmaß und seiner beseeligenden Stille aufgescheucht, so wurde es nun vollends in diesem Trubel erschüttert und aufgestachelt, seinen vollen Antheil am Leben und von dem Inhalt der Zeit zu verlangen. Daß die Literatur jedoch hauptsächlich zum Sprachrohr und Dolmetsch dieses Verlangens wurde, darf uns nach dem Begriffe, den wir im Eingang dieser Schrift von derselben gegeben, nicht Wunder nehmen. War sie doch das vorzugsweise geeignete Organ dafür und zugleich das Feld, auf welchem es sich nach allen Richtungen hin versuchen und prüfen konnte.

Das junge Deutschland, vom Esprit wie von einer Kinderkrankheit befallen, bekam mit anderen Tendenzen auch die Frauen-Emanzipation und die sogenannte Emanzipation des Fleisches eingeimpft, das will sagen: den Wunsch der Gleichstellung des Weibes mit dem Manne und der Einsetzung der schönen Sinnlichkeit in ihre menschlichen und irdischen Rechte, wie sie von Friedrich Schlegel in seiner „Lucinde“ angestrebt und Gutzkow sie später in seiner „Wally“ aufgegriffen hat. Theodor Mundt huldigte ihr in seinem Roman: „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen“.

Man hat dies Werk mit Recht als eines der liebenswürdigsten und geistig frischesten unseres Schriftstellers bezeichnet. Zwar zeigt es bei aller Leichtigkeit des Styls und aller Keckheit der Darstellung immer eine gewisse Steifheit und Eckigkeit des Wesens etwa in der Art wie wenn der Schulmeister den Don Juan spielen will, aber doch ist es voll glänzender Gedanken und Schilderungen und durchpulst von glühender Jugendlust und Poesie — ein Buch, das bei aller Verfänglichkeit seines Inhalts auch heut noch auf empfängliche Gemüther berauschend und hinreißend wirken muß.

Gestatte man uns an dieser Stelle unser Bedauern darüber auszusprechen, daß es in den neuesten Literatur-

geschichten Mode geworden ist, über Mundt in sehr wegwerfendem Tone zu reden. Man will ihn durchweg unbedeutend, ohne jede schöpferische Begabung, voll Neid und giftiger Verbissenheit finden — Eigenschaften, mit deren Verleihung man entschieden Mundt Unrecht thut. Mundt besaß allerdings keine besonders starke Erfindungs- und Gestaltungskraft, auch war sein Charakter nicht der festeste und von Eindrücken und Stimmungen leicht beherrscht; allein im Kern seines Wesens erschien er edel, für alles Schöne und Gute rasch entflammt und von hingebenster Begeisterung für alle großen Fragen seiner Zeit und seines Volks. Wenn er in seinen Schriften zuweilen ätzend, scharf und um sich schlagend verfuhr, so hat man zu bedenken, daß er unterdrückt und verfolgt, in Berlin, der Stadt des schneidenden Witzes und der zersetzenden Vernunft andauernd geschrieben hat. Er nahm bis zu einem gewissen Grade den Geist Berlins in seine Schriften auf, und damals, vor 1848 und noch lange darnach, war dieser Geist Berlins der Geist der Fronde, der Erbitterung, der Zersetzung.

Diesen hat Mundt zum Ausdrucke gebracht; an sich aber war er versöhnlich, vermittelnd, der Jugend und deren Wünschen und Hoffnungen zugethan. Sein Haus, nachdem er Clara Müller (Luise Mühlbach) geheirathet hatte, wurde ein Sammelplatz der berlinischen

Intelligenz, der auserlesenen Geister und Künstler, namentlich der jungen, strebsam sich bildenden. Viele hat er mit Rath und That unterstützt, in ihren Beruf eingeführt und darin gefördert. Er vermochte dies, weil er nach allen Seiten Beziehungen unterhielt und von dem gesammten Jungen Deutschland dasjenige Mitglied war, das am wenigsten in schroffer Feindschaft mit anderen Richtungen stand. So ist es z. B. sein Gesellschaftskreis gewesen, in dem man zuerst den Versuch mit der Vorstellung eines Tieckschen Stückes machte. Einige Zeit bevor man Tiecks „Blaubart" im Berliner Hoftheater aufführte, spielte man bei Mundt auf einer kleinen Hausbühne „Rothkäppchen" mit einer artigen Musik von Adolf Bernhard Marx. Mundt selbst stellte darin den Hund und seine Gattin die Großmutter vor. Damals standen die romantische Schule, als deren Haupt Ludwig Tieck galt, und das Junge Deutschland sich ziemlich feindselig gegenüber und es beweist Mundts vermittelndes und versöhnliches Wesen, daß er trotz dieser Feindseligkeit, heiter und voll sprudelnder Laune, seine Hand und den ganzen Menschen zu jenem Versuche dargeboten hat. Er lud Tieck sogar zur Aufführung ein, und obschon dieser aus Rücksicht für seinen leidenden Körperzustand ablehnte, fühlte er sich doch durch diesen Vorgang einigermaßen geschmeichelt und wurde erst durch ihn ver-

anlaßt, dem Gedanken, eines seiner Märchendramen auf die wirkliche Bühne zu bringen, näher zu treten.

Mundt gehörte in seinen jungen Jahren auch zu den eifrigsten Verehrern Varnhagens, dessen Schreibart er aufrichtig bewunderte und nachzuahmen beflissen war. „In diesem Schriftsteller,“ schreibt er in „Die Kunst der deutschen Prosa“, erste Auflage, „sind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der Literatur hervor zu bilden.“ Nachdem Gutzkow diese Ueberschwenglichkeit gerügt („Götter, Helden, Don Quixote“), hat Mundt sie in der zweiten Auflage seines Buches vermieden und nur die höhere und bewußtere Kunstvollendung gerühmt, die Varnhagen von Enses Prosa vor den anderen Zeitgenossen auszeichne.

Es lag in Mundts Natur ein Zug begeisterter Hingabe an Menschen und Dinge, die ihn innerst ergriffen. Dieser Zug ersetzte bis zu einem gewissen Grade in ihm die Poesie, d. h. die Fähigkeit sich in Versen auszusprechen; er gab ihm die Möglichkeit an die Hand lebhaft, mit zündender Wärme und in Herz bewegender Weise zu schreiben, wovon sein schon erwähntes Buch „Madonna“ den Beleg beibringt. Dieses Werk athmet den bestrickenden Hauch und Reiz der Jugend, indem es sich aus sprudelnden Lehrsätzen, Novellen und Reisebildern übermüthig zusammensetzt. Es wirft tolle und verständige Gedanken über das

Christenthum, über Emanzipation des Fleisches und über das Berechtigte und Glückliche der Sinnlichkeit mit einem seltenen Zauber der Darstellung und des Styls durcheinander. Bei allem Wagemuth der Aufstellungen und Behauptungen, bei aller Kampflust und abenteuernden Doktrin ist das Buch doch im Grunde versöhnlicher Art und poetisch gestimmt. Dasselbe darf von „Die Kunst der deutschen Poesie“ gelten. Es ist eine durchaus liebenswürdige Arbeit, in der die deutsche Gelehrsamkeit weltmännisch und anmuthig auftritt, und wenn sie auch nicht erschöpfend und überall gründlich verfährt, doch so viel tiefe Gedanken und überraschende Wahrnehmungen aufstellt, daß man allen Grund hat, dafür dankbar zu sein.

Gutzkow rühmt einmal „die weise Behutsamkeit der Mundt'schen Denkungsart“, und diese ist allerdings ein Moment, das in der literarischen Thätigkeit dieses Schriftstellers weit bemerkenswerther und charakteristischer ist, als die Verbissenheit, die ihm von seiten Ludwig Salomons („Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“) zur Last gelegt wird. Grade diese ist sein Merkmal nicht. Theodor Mundt ist entschieden im Jungen Deutschland der maßvollere, an sich haltende Schriftsteller, was auch wohl Gutzkow von ihm sagen will, wenn er schreibt: „Sein Ausdruck ist recht erfreulich, man ist immer mit ihm auf

einer grünen Wiese, wo hier ein Beet steht, da ein Baum, dort zwei Bäumchen und durch die ganze Landschaft hindurch einige silberne Periodenbäche schimmern."

Man sieht, Gutzkow, der Mundt in seiner Schrift „Götter, Helden, Don Quixote" unter die Helden stellt, unterläßt es doch nicht, sich einigermaßen lustig über ihn zu machen. An einer anderen Stelle bespöttelt er sogar die großen Erwartungen, die er von der neuen Prosa hegt, von der Prosa Heines und Varnhagen von Enses. „Mit der Lyrik allein ist dem Jahrhundert nicht geholfen," ruft er einmal aus, „aber," fährt er sarkastisch fort, „wenn Laube und Mundt eine neue Prosa träumen, so ist dieser Traum sehr relativer Art. Er bezieht sich auf niemanden anders als auf sie selbst." An einem späteren Platze heißt es: „Beide sprechen nur von Herrn von Varnhagen und noch einmal von Herrn von Varnhagen, von Gans, von Ranke. Der Letzte ist Historiker und weit stolzer auf seine Forschungen als auf das Gewand derselben. Der Erste schreibt einen hochwohlgeborenen Periodenstyl, mit sechs Pferden lang und Herr Gans vollends hat einen Styl, aber keinen klassischen."

Diese Anführungen genügen wohl, um erkennen zu lassen, daß Mundt in seiner literarischen Thätigkeit

durchaus nicht als verbissen bezeichnet werden darf. Wenn seine späteren Arbeiten wirklich hier und da etwas davon zeigen, so sind das nur Widerspiegelungen der berlinischen Zeitstimmung, deren Mundt sich nicht erwehren konnte. In seiner Natur lag die Verbissenheit keineswegs. Er besaß ein reiches, eindrucksfähiges Gemüth und wenn auch keine durchgreifende Erfindungsgabe und Gestaltungskraft, wie schon gesagt, so doch immerhin eine blühende Macht der Vorstellung und ein bildnerisches Formtalent. Er war, das darf man dreist behaupten eine liebenswürdige Künstlerseele, die aus allen seinen Schriften anmuthend hervorblickt, seien dieselben nun Reiseschilderungen („Spaziergänge und Weltfahrten“, „Völkerschau auf Reisen“), oder wissenschaftliche Schriften („Machiavelli“, „Geschichte der Literatur der Gegenwart“, „Die Staatsberedsamkeit der neuen Völker“, „Dramaturgie“, „Geschichte der Gesellschaft“, „Aesthetik“ u. s. w. u. s. w.), oder endlich auch geschichtliche Romane („Tomas Münzer“, „Mirabeau“, „Robespiere“, „Mendoza, der Vater der Schelme“, „Carmela oder die Wiedertaufe“ u. s. w. u. s. w.).

Einen großen Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit nahm, wie schon früher bemerkt worden, bei ihm wie bei seinen Kollegen die Tagesschriftstellerei in Anspruch. Die Zeitschriften „Der Zodiakus“,

„Die Dioskuren", „Der Pilot" und „Der Freihafen", die er der Reihe nach herausgab und leitete, enthalten des Anziehenden und Bedeutenden gar manches von ihm. Der Schreiber dieser Zeilen kann deswegen auch nicht umhin es als ein unliebsames Versäumniß zu bezeichnen, daß man nicht dafür gesorgt hat, wenigstens eine Auswahl von Theodor Mundts Werken zu veranstalten. Er selbst hat mehrfach nach Mundts Tode die Sache bei Otto Janke und anderen unternehmenden Verlegern angeregt, mußte aber stets auf Ablehnung stoßen, einmal, weil man es für zu umständlich und schwierig hielt, die in gar verschiedenen Verlagsbuchhandlungen zerstreut erschienenen Werke loszulösen und unter einen Hut zu bringen und dann, weil man auch nicht glaubte auf allgemeine Theilnahme bei der Leserwelt schließen zu dürfen.

In diesem letzteren Punkte aber täuscht man sich sicherlich, denn es möchte wohl die Zeit nicht fern sein, wo man über die Epoche der Literatur, die wir hier flüchtig behandeln, sich eine feste und in sich abgeschlossene Vorstellung wird bilden wollen, und dann wird man ohne Zweifel auch über Theodor Mundts literarisches Wirken ins Klare kommen wollen und es bedauerlich finden, es gleichsam von dem Flugsande der Geschichte schon tief überdeckt zu sehen, einer Geschichte, die er selber mit vollem Herzen und dem

ganzen Aufgebot seiner Geisteskräfte herauf zu beschwören beflissen war. Deutsch vom Haupt bis zur Sohle, ist er nie müde geworden ein großes und einiges Deutschland als fernher leuchtendes Ideal vor die Seele seines Volkes zu stellen.

Am 30. Mai 1861 verscheidend, war es ihm nicht vergönnt die großen Tage seines Vaterlandes mit zu erleben. Verdient hätte er es.

Mundt zunächst steht Heinrich Laube. Ueber diesen hat jüngst Ludwig Speidel im Feuilleton der Wiener „Neuen freien Presse“ nach dessen Hinscheiden einen Aufsatz veröffentlicht, der in kurzen Zügen ein knapp, aber ähnlich umrissenes Bild von ihm giebt. Er sagt unter anderem: „Laube war nicht nur ein Rufer im Streit, sondern ein Schreier im Streit. Neben der Sache wollte er sich selbst geltend machen. Es mußte Aufsehen gemacht, mit der Peitsche geknallt werden. Nüchterner, bürgerlicher Natur und vorzugsweise praktisch gesinnt, hatte er poetische Anwandlungen, aber weder Witz, noch Humor.“

Heinrich Laube war das gerade Gegentheil von Theodor Mundt. Mundt war feinfühlig und sinnig, bei allem weltmännischen Schliff etwas schüchtern und verlegen, dabei eine hohe stattliche Erscheinung: ein schöner Mann. Laube erschien mittelgroß, vierschrötig, untersetzt, häßlich, bedeutend nur in den hellen, blauen

Augen. Er rühmte sich oft eines Bauern Sohn zu sein, und in der That hatte er etwas Bäuerisches, Derbes, Polterndes, dabei in allem, was er that und trieb, eine entschiedene Zuversichtlichkeit, eine unerschütterliche Sicherheit, Charaktereigenschaften, die ihm später den Theaterleuten gegenüber das bekannte große Ansehen und den mächtigen Einfluß verschafften. Laube ging unerschrocken und fest auf sein Ziel los, tapfer durchdrungen von dem, was er erfaßt hatte und durchsetzen wollte, mochte es noch so gewagt und zuweilen sogar nichtig und leer sein. Hätte Laube Stecknadeln gemacht, er wäre imstande gewesen die Erdaxe in ihnen zu erkennen. Eine gewisse Uebertreibung und Großthuerei lag in seinem Naturell. Er liebte das Aufgebauschte, Umständliche, Weitschweifige in Styl und Darstellung, so einfach und schlicht er selbst war, oder eben, weil er dies war, imponirte es ihm und es erschien ihm wie etwas Großes. Merkwürdig ist, daß dieser Zug mehr und mehr in ihm hervortrat, je älter, je gereifter er wurde. Seine späteren Dramen, Novellen und Romane sind die Belege dafür. Er arbeitet da mit einem außerordentlich schwerfälligen Apparate, mit einer Aufstellung realistischer Einzelheiten, in denen zuweilen seine künstlerischen Absichten in Gefahr sind, vernichtet und erstickt zu werden. Die sogenannte

und von Laube so oft gepriesene Mache spielte dabei eine bedeutende Rolle; sie ersetzt bei ihm nicht selten die Begeisterung und den Ausbruch lebendiger Empfindung.

Bei dem ersten literarischen Auftreten Laubes war das anders. Laube sprang in die Literatur wie ein Abenteurer ins Fenster. Ein Satz und er war darin, darin als flotter Bruder Studio mit Kanonenstiefeln, Hieber und Burschenmütze. Es ist unglaublich, mit welcher Keckheit und wie rauflustig er auftrat. Wo er erschien, gab es Lärm, Peitschenknall, Sporenklirren und zerschlagene Fensterscheiben. Er tobte wie ein Besessener, ohne recht zu wissen, was er wollte. Er trug in sich einen Ueberschuß von Jugend, Kraft und Muth zugleich, mit der dunklen Ahnung, daß die Welt im Argen liege und aus den Krallen der Philister und traurigen Gewaltmenschen gerettet werden müsse. Damals schrieb er: „Was nicht von selbst sterben will, muß todt geschlagen werden."

Es war dem guten Jungen gar nicht so schrecklich ernst damit; er wußte nicht recht, was er werden sollte, und in dieser Verlegenheit griff er zur Feder. Um doch etwas zu thun, schrieb er; er schrieb lustig drauf los, tolles, unreifes Zeug, Auslassungen voll Uebermuth, Trotz und Verwegenheit. Er schrieb, wie wenn er, einer aus Schiller's Räubern, in die Neuzeit

hineingeschneit wäre. Er zeterte, schrie und schlug mit dem Sarras auf den Tisch, daß die Splitter in alle vier Winde flogen. Aber wer ihm bei diesem Höllenspektakel in die guten, blauen Augen sah, der merkte wohl, daß es damit so schlimm nicht gemeint war. Es kam ihm nur aufs Lärmmachen an, auf den burschikosen Skandal. Er war vom Esprit wie von der Tarantel gestochen und mußte rumoren, um sich auf diese Weise Luft zu machen. So wurde er gleichsam zur Kriegstrompete des jungen Deutschlands. Jedenfalls war er es, der das meiste Getöse verursachte, Getöse, das an sich nicht viel zu sagen hatte, aber weil es weit hinschallte und die Aufmerksamkeit der Menge vorzugsweise erregte, den Staatsmännern und Polizisten besonders gefährlich erschien.

Obenein war es Laube, der sich am offensten für Heine erklärte und am sehnsüchtigsten nach dessen Verbannungsort blickte. Wienbarg hatte Heinrich Heine zum Herrscher des jungen Deutschlands ausgerufen und das junge Deutschland ihn als solchen anerkannt. Laube blies Tusch und Fanfare. Wenn er zur Freiheit betete, wandte er sich mit dem Gesichte nach Paris, wie der Moslem nach Mekka. Und er betete laut und stürmisch. Wer sein „Neues Jahrhundert" und sein „Junges Europa" liest, kann sich davon überzeugen. Es gähren darin der Geist

der Revolution, der Drang nach frischer Sinnlichkeit und die Ahnung einer Zukunft, die sich selbst nicht klar ist, aber mit ungestümer Gewalt an die Herzen der Jugend pocht.

Die großen und kleinen Vaterländer der Deutschen erbebten vor dieser geräuschvollen und unheimlichen Gährung. Man steckte die Köpfe zusammen, man tuschelte und raunte sich in die Ohren; endlich schrie man Zetermordio und begann sich zu fürchten. Damals galt Laube als der gefährlichste Mann und man eilte ihn festzusetzen. Man hatte, als man das that, nicht in seine guten, blauen Augen gesehen, die so treuherzig und wacker aus seinem häßlichen und kernigen Gesichte heraus zu blicken pflegten. Nur eine Gönnerin von ihm, die Fürstin Pückler-Muskau, eine Tochter des Staatsministers von Hardenberg, hatte das gethan und sie, welche die ehrliche Haut erkannte, die unter dem Löwenfell steckte, setzte es durch, das die sechsjährige Festungshaft, zu der Laube verurtheilt war, auf ein Jahr und sechs Monate ermäßigt und ihm obenein gestattet wurde, diese Strafe auf der Besitzung der Fürstin in Muskau abzubüßen.

Muskau wurde ein Wendepunkt im Leben und Schaffen unseres Autors. Eben Ehemann geworden, trugen die Zurückgezogenheit und die Stille dieses Aufenthaltes, der Umgang mit geistvollen und eigen-

artigen Menschen ganz wesentlich dazu bei, Laube gesetzter, besonnener und bis zu einem gewissen Grade auch vorsichtiger und reifer zu machen. Seine „Geschichte der deutschen Literatur" freilich giebt noch keinen schlagenden Beweis davon. Die ist noch abenteuerlich und kraus genug. Aber der Roman „Die Gräfin Chateaubriand" und die bald darauf folgenden Dramen zeigen uns Laube, wie er noch heute vor uns steht: eine derbe, knorrige und maßvolle, wenn auch breit, umständlich sich ausgebende und im tragischen Aufschwung und Pathos schwerfällig sich zeigende schriftstellerische Befähigung. Aus seiner tollen Jugendzeit hat er wenig in diese Periode hinüber gerettet, fast nur noch seine Lust an Abenteuern und Abenteurern, sowie seine Vorliebe für alles Französische. Heinrich Heine und Paris blieben sein dauerndes Augenmerk, ohne daß er freilich dabei etwas von seinem echt deutschen Wesen und Charakter eingebüßt hätte. Arbeitsam, ehrlich, derb, ganz seinem Berufe hingegeben, frug er wenig nach äußeren Ehren und Auszeichnungen — wie das überhaupt die ganze Gruppe jener Schriftsteller, die man in die Bezeichnung des jungen Deutschlands mit einbegriff, gethan hat. Sie hat nie nach Orden, Titeln und Stellungen gegeizt. Heine nahm allerdings von der französischen Regierung eine Pension, allein er nahm sie gleichsam nur als einen Tribut,

den man seiner Würde, den man einem Könige in der Verbannung nach seiner Ansicht schuldig war. Verkauft hat er sich damit keineswegs. Das junge Deutschland ist ohne Ueberläufer und Verräther an seiner Sache geblieben. Das ist auch ein Ruhm, und dieser Ruhm schmückt Laube noch besonders, denn Laube, der später an die Spitze des Wiener Burgtheaters trat, war dort ohne Zweifel vielfach der Versuchung ausgesetzt, ein Liebediener der Macht und ein Abtrünniger seiner demokratischen Gesinnung zu werden.

Er ist es nicht geworden, wie sehr er auch im Laufe der Jahre sich geändert und von seiner tumultuarischen Jugend sich losgesagt. Diese Jugend war literarisch so toll, so überschäumend, so muthwillig tobend, daß ein Umschwung nothwendig stattfinden mußte. Bei Gelegenheit dieses Umschwunges wäre ein Verkehren in den Gegensatz begreiflich und fast natürlich gewesen, um so begreiflicher und natürlicher, als eben wegen seiner stürmischen Ungeberdigkeit und Vermessenheit ihm die eigentliche Führerschaft im jungen Deutschland verloren ging und gehen mußte. Er war der Haudegen, der Lärmmacher, der Stabstrompeter, aber nie der Leiter, nie das Haupt dieser literarischen Armee.

Dies wurde Karl Gutzkow. Karl Gutzkow wurde

der Schlachtenlenker, der Moltke dieser geistigen Heermassen, welche für die großen politischen und sozialen Ideen der Neuzeit in den Kampf zogen.

Man hat neuerdings angefangen, die Bedeutung von Karl Gutzkow mehr und williger anzuerkennen, als es vordem geschehen; allein man hat seinen Werth noch lange nicht gewürdigt, wie er gewürdigt zu werden verdient. Gutzkow ist einer unserer hervorragendsten Schriftsteller, die wir haben. Er war bewandert, umsichtig, bahnbrechend, fleißig wie Diderot. Reich an Kenntnissen aller Art, besaß er zugleich die volle Witterung seiner Zeit. Diese Zeitwitterung war sein Ingenium. Niemand in seiner Epoche lebte und webte wie er gleichsam im Pulsschlag der Gegenwart. Er spürte sie aus bis in die verborgensten Schlupfwinkel, bis in ihre heimlichsten Gedanken, ihre verschwiegensten Geheimnisse; er war ein moderner Augur seines Volkes, der mit scharfem Auge und feinem Ohr die Zeichen beobachtete und deutete, die, von der großen Menge unbemerkt, den Geist des Jahrhunderts in tausend kleinen und großen Zügen zu enthüllen und zu offenbaren imstande waren.

Mit dieser wunderbaren Gabe ausgerüstet, trat er in die Literatur. Wie seine Kameraden, so erfaßte auch ihn zuerst der Esprit; ist er schon niemals in ein unmittelbares Verhältniß zu Rahel Varnhagen

gekommen, so haben doch deren nächste Trabanten: Heine und Börne den wesentlichsten Einfluß auf ihn ausgeübt. Er erkannte die Herrschaft des Ersteren an und unterwarf sich derselben bis zu dem Augenblicke, in dem Heine sich gegen Börne kehrte, denn Börne war und mußte Gutzkow auf die Länge entschieden zusagender und sympathischer werden, als Heine, weil er bei aller Espritartigkeit seiner Schriftstellerei doch im Grunde ernster und poetisch gediegener erscheint als Heine. Börne meinte es aufrichtig und ehrlich mit seinen Ansichten und Meinungen; seine Gesinnung besaß ein gewisses Pathos, wenn sich alles dies auch freilich schon zumeist in witzigen Einfällen, komischen Wendungen und überraschenden Zuspitzungen ausgab. Es waren dies Stylreizungen und Würzen, die selbst das junge Deutschland nicht verschmähte und welche wir sogar in den Schriften Wienbargs finden. Gutzkows Schreibart ist nicht frei davon und sein Werk über Börne weist sie reichlich auf. So sagt er unter anderem von ihm, „man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse so, wie bei uns Anderen nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gesichtsschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspekulanten

hätten größere Stücke auf ihn halten sollen, denn wenn ihm das Essen nicht schmeckte, stak sicher ein Kongreß in der Luft."

Diese Auslassung trägt ganz das Fabrikzeichen des Esprits und will in prickelnder Weise nichts weiter bekunden, als daß Börne in der Politik des Tages lebte und webte und so zu sagen mit Haut und Haar in ihr aufging. Ein solcher Zug nahm die patriotischen Herzen für Börne ein und riß auch Gutzkow, der sich einigermaßen nach ihm bildete, so lebhaft an seine Seite, daß, als es zwischen Heine und Börne zum Bruche kam, er sich mit eiferndem Zorne von Ersterem lossagte.

Heinrich Heine war, wie bereits gesagt, von dem jungen Deutschland auf den Schild gehoben und zum Könige erklärt worden. Aber er war ein König nach dem Muster des Jerôme Napoleon. „Lustik! Lustik!" war seine Herrscher-Devise. Er feierte literarische Bacchanale, schlürfte Nektar und Ambrosia der Poesie und berauschte sich dabei zuweilen in so starkem Grade, daß sein Hermelin im Staube schleppte und die funkelnde Krone vom Haupte sank.

Solches Gebahren mußte nothwendig Aergerniß erregen. Dazu kam, daß Heine in der Verbannung lebte, in freiwilliger Verbannung. Das gesammte übrige junge Deutschland hielt in der Heimath aus,

erduldete Censur, Verbot, Gefängniß, tausenderlei Nörgeleien und Widerwärtigkeiten, aber es blieb. Heine und Börne gingen, sich diesem Allen zu entziehen, nach Paris. Sie waren Juden. Sie hingen nicht wie ihre Kameraden an dem Vaterlande. Sie hatten wohl auch keinen besonderen Grund dazu. Der Jude wurde in Deutschland damals gedrückt und über die Achsel angesehen. Die Revolution von 1848 hatte ihm noch keine allgemeine Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsbürgern eingebracht. Er litt noch unter veralteten Gesetzen und Einrichtungen, unter läppischen Vorurtheilen und sinnlosen Anschauungen.

In Frankreich war das nicht der Fall. Da gab es für ihn keinerlei Beanstandung und Unterdrückung, sondern bürgerliche Gleichberechtigung und möglichst viel Freiheit. Kein Wunder, daß er vorzog seinen Aufenthalt dort zu nehmen, wenn er die nöthigen Mittel dazu fand oder erhielt und die Heimath verschmerzen konnte. Heine und Börne konnten das; Börne schwer und nicht ohne Gewalt und Schmerz; Heine leichter, wenn auch hier und da mit einem Anfluge von Heimweh, das seinen Gedichten gut anstand und ihnen einen eigenthümlichen Reiz verlieh; im allgemeinen liebten Beide jedoch sich über Deutschland lustig zu machen: Börne mit einer sittlichen

Entrüstung, tiefer Charakterfestigkeit und leidenschaftlicher Hingabe; Heine mit einer entzückenden Anmuth, aber mit frevelhaftem Leichtsinn und einer Rücksichtslosigkeit, die keine Grenzen kannte. Einem guten Witze, einem schlagenden Einfalle, einer überraschenden Behauptung opferte er alles, selbst das Heiligste, die Wahrheit zuerst. Er war eben der Esprit in Person, seine leuchtendste Erscheinung, durch ihn der König im Reiche des Geistes.

Dieses Königthum berauschte und blendete zu Anfang, namentlich so lange, als Rahel es beschützte und mit ihrem Gatten Varnhagen von Ense sich Mühe gab es gleichsam im Zusammenhange mit Goethe zu erhalten. Goethe war alt und dem Tode nahe. Rahel träumte, ihm in Heine einen Nachfolger zu geben. Sie sah in diesem den lustigen Prinzen Heinz, der tausend tolle und übermüthige Jugendstreiche und aus dem dicken Ritter Falstaff seinen Busenfreund macht bis zu dem Augenblicke, in dem er den Thron besteigt. Heine bestieg ihn, aber er blieb als König der ungezogene Liebling der Musen, der er als Kronprinz gewesen, und fuhr in seinen lustigen, aber dann und wann auch schlechten und gemeinen Unternehmungen lustig so lange fort, bis er sich am Ende einen großen Theil seines Ansehens verscherzte und Gutzkow veranlaßte das Tisch-

tuch zwischen ihm und dem Jungen Deutschland zu zerschneiden.

Das Buch „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ war darnach. Es ist eines der schwächsten Werke Heines, klatschhaft, breit, voll abgestandener Redensarten und satter Selbstbespiegelung. Es sollte Börne vernichten und schadete am meisten dem Verfasser.

Karl Gutzkow, der das auf der Stelle herausfand, ergriff denn auch sofort die Gelegenheit Heine zu Leibe zu gehen. Das von ihm verfaßte Buch „Börnes Leben“ ist nicht nur seine, sondern gewissermaßen die Lossagung des ganzen Jungen Deutschlands von Heine, von dem diesem eigentlich nur noch Laube verblieb. Selbst Varnhagen von Ense, „der Stadthalter Goethes auf Erden“, wie Heine ihn nannte, ward durch „Heinrich Heine über Börne“ dem Schützling der Rahel entfremdet, die ja auch eine Verehrerin Börnes gewesen. Es war im höchsten Grade unklug von Heine, daß er durch jene schwache Schrift sich so viele Sympathien verscherzte und obenein dadurch gerade das an die große Glocke hing, was er damals wenigstens so gern zu vertuschen suchte: das Judenthum nämlich, dem er und Börne freilich durch die christliche Taufe entsagt hatten, welches aber in erregten Augenblicken immer wieder zum Vorschein kam, namentlich auch hier in Heines Werk über

Börne. Heine mauschelt darin bedenklich, und alles, was er darin bietet, ist gezetert, im Pathos komisch exaltirt, übertrieben. Die Juden sind das Volk des Superlativs, und durch sie hauptsächlich ist in unsere Umgangs- und sogar in die Schriftsprache jene Ausdrucksweise gebracht worden, die immer die Dinge aufs Höchste und Aeußerste treibt. Ihr Witz und ihr aufgestacheltes, stets vibrirendes Wesen veranlassen sie dazu. Mit Recht durfte Gutzkow schreiben: „Ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen ist, als wenn zwei jüdische aufgeweckte Köpfe sich gegenseitig in witzigen Einfällen zu überbieten suchen.“ Da bleibt nichts verschont und nichts ist heilig. Diesen Umstand belegen und bekunden die Gespräche, welche Heine mit Börne in des Ersteren Buche führt, auf das Schlagendste, und ihn berührt und beleuchtet Gutzkow, trotz aller Verehrung, die er für Börne empfindet, deutlich genug, um die höher und ernster strebenden Geister einer neuen Zeit davor stutzen zu machen.

Dieses Stutzen war durch Gutzkow erzeugt und veranlaßte, daß von da ab ihm die unbestrittene Führerschaft im Heerlager des Jungen Deutschlands zufiel. Hierbei muß rühmend für ihn hervorgehoben werden, daß er nie nach der Krone gegriffen und sich nirgend als Herrscher im Reiche der jungen Literatur aufgespielt hat. Er begnügte sich ihr Stratege, gleichsam

ihr Königslieutenant zu werden und zu bleiben. Er glänzte nicht bei der Heerschau in prächtiger Uniform und mit dem wehenden Federbusche auf dem Kopfe, die Fronte mit stattlichem Gefolge auf und niedersprengend; er saß vielmehr einsam daheim in seinem Studierzimmer und klügelte die Pläne aus, nach denen das junge Deutschland in den Kampf der Zeit einrücken sollte. Es hat keinen Zug, keine Aufstellung der Literatur jener Tage gegeben, den und die Gutzkow nicht überdacht und geleitet hätte. Er war die Seele der ganzen Streitmacht, die ins Treffen rückte. Seine ersten Werke: „Der Sadducäer von Amsterdam“, „Briefe eines Narren an eine Närrin,“ „Maha Guru, Geschichte eines Gottes“, „Wally, die Zweiflerin“, „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“, „Zeitgenossen“, „Seraphine“, „Blasedow und seine Söhne“, sowie die Vorrede zu Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde“ bilden gleichsam die geistige Etappenstraße für die Heerkolonne der neuen Geschichtsepoche d. h. die Quartier- und Marschstationen, an denen die Streiter Stärkung und Erfrischung für die in Aussicht stehenden Schlachttage und zugleich die Angabe für ihr Eingreifen in die Gefechtslinie erhielten.

Gutzkow besaß einen scharfen Blick für die Bewegungen seiner Zeit und namentlich für die der

gegnerischen Elemente darin. Rasch und leicht errieth er deren Absichten und Stellungnahme auf der Wahlstatt, auf welcher der entscheidende Schlag fallen sollte. Mit kluger Vorsicht und zugleich mit überraschender Schnelligkeit wußte er dem Feinde zu begegnen, ja, ihm zuvor zu kommen. Er griff ihn meist schon an, noch ehe jener zur vollen Entwickelung seiner Massen gelangen konnte. Laube war hierbei eine Zeit lang sein Ziethen aus dem Busch, ein kecker, waghalsiger Parteigänger, der tüchtig einhieb, ohne sich viel um die Taktik und den Oberbefehl zu kümmern. Gutzkow hatte da immer viel gut zu machen, um die ursprüngliche Gefechtslinie wieder herzustellen. Aber er that es mit Umsicht und Unverdrossenheit, wie es der geborene Feldherr soll und muß. Nichts brachte ihn aus der Fassung, und selbst im nothgedrungenen Rückzuge noch zeigte er sich als Meister; auch geschlagen, behauptete er sich noch mit einer Ruhe und Würde, die Achtung und Bewunderung einflößten.

Gutzkow hat alles durchgemacht, was das junge Deutschland erfüllte. Er erfaßte es meist zuerst und meist auch am schärfsten und in knappster, so viel als möglich künstlerischer Form. Wenn auch seine Schriften immerhin Ueberstürztes, Gewagtes, Unruhiges aufweisen, so muß man bedenken, daß sie im Kriegszustande niedergeschrieben wurden, zum Theil noch

unter Censur, unter dem Damoklesschwert des Verbots und allen Chikanen brutaler Gewalt. Dennoch sind sie diejenigen aus jener Schriftstellergruppe, die noch heute am genießbarsten, verständlichsten und anziehendsten erscheinen können. Sie athmen den Hauch einer großen Seele, den Geist eines wahrhaft hervorragenden Kopfes und werden als literarische Denkmale einer sturmvollen Uebergangsepoche eine bleibende Bedeutung behaupten, schon deswegen, weil in ihnen am übersehbarsten und faßlichsten die Züge, Aufstellungen und Kämpfe zu gewahren sind, welche die großen Tage von heute ermöglichten.

Die Schriften Gutzkows sind Generalstabsschriften der Zeit, Schriften, die sich stets auf der Höhe der Situation befinden und deren innerstes Geheimniß ergründen lassen. Niemand hat die Bedürfnisse, Wünsche, Zielpunkte seiner Periode so klar erkannt, so tief ergriffen wie er; nur sehr selten hat er sich darüber getäuscht. Gleich bei seinem ersten literarischen Auftreten wußte er, worauf es ankam. Es galt die Literatur aus der romantischen Waldeinsamkeit, aus der geistigen Verkümmerung, in die sie nach und nach gerathen war, mit gewaltsamen Rucke zu befreien und mitten in die Bewegung hinein zu ziehen, welche die Geister ergriffen hatte. Der jüdische Esprit lieferte das beste Mittel dazu. Dieser Esprit war scharf,

ätzend, aufregend, rücksichtslos, weder Gott noch sonst etwas achtend. Gutzkow erkannte seine Wirkung und benutzte ihn, ohne doch in ihn aufzugehen und sich von ihm stimmen oder gar beherrschen zu lassen. Er war ihm eine Waffe, die er ins Feld stellte und mit der er in der That vielfach zu siegen gewußt hat. Der Witz, die Ironie, der geistreiche Einfall wurden der militärische Vorstoß, die leichten Truppen, mit denen der Kampf eröffnet ward. Die Betheiligung der deutschen Literatur an der Politik begann mit dem Bonmot. „Die Deutschen sind ein Volk, welches bis jetzt für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat," schrieb Gutzkow 1838, und als er las, daß Immermann meinte: „Das Unglück unserer Zeit besteht darin, daß die Regierten mehr Geist besitzen, als die Regierenden," fügte er hinzu: „Nun ist dies wohl zunächst kein Unglück, es wird erst eines, wenn die Regierenden glauben, den Geist, welchen die Regierten besitzen, sich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Wort, wenn etwas fehlte, so wäre es dies: daß die Autoritäten nach unten hinstreben, und zwar negativ, statt daß wir seit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet sahen, mit positiver, die Wahrheit und die Ewigkeit suchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunst die idealistische Tendenz; sie

beschützt die Wissenschaft und die Kunst, aber sie macht sie nicht zu freien Verbündeten; sie verräth nirgends, daß sie keine andere Rechtssätze vertheidigen wolle, als die sie von der Freiheit und der Philosophie heischte. Es fehlt unserer historischen Existenz seit länger als zwei Dezennien die schöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man scheint dasjenige, was man besitzt, nur erhalten zu wollen. Die Literatur ist zurückgesetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwiesen."

An einer anderen Stelle sagt er: „Eine Literatur mit nationaler Akklamation liegt außer dem Bereiche dessen, was wenigstens für jetzt in Deutschland möglich ist. Die Unmöglichkeit liegt in den Umständen, vor allen Dingen aber in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und schlagenden Literatur nicht zu bedürfen scheint. Denn, wäre sie ein Bedürfniß, sie würde bald vorhanden sein. Das achtzehnte Jahrhundert und sein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeiträume strebten dahin, die Sphäre des Thatsächlichen zu überschreiten und statt der alten eine neue Welt zu finden. Unsere Zeit dagegen, geboren aus dem Transcendentalismus, drängt in die alten Geleise zurück und will Wirklichkeit, während man früher von der Wahrheit sprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue ist Konstitution. Wenn

in der neuen Zeit alle Interessen sich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, so wird nur die einzige Literatur vergebens warten und lange nicht wieder dasjenige werden, was sie einst gewesen ist."

Ferner schreibt er: „Man hat gesagt, daß die gegenwärtige Schriftstellerepoche nur dazu bestimmt scheine, einer zukünftigen den Weg zu bahnen; Großes werde aus ihr nicht gedeihen; sie werde den Graben füllen müssen, über welchen ein anderes Geschlecht zum Siege kommt. Und ich glaube es von Herzen."

Er glaubte und mußte es schon darum glauben, weil er einen großen Theil und zwar den besseren und bedeutenderen der damaligen Literatur in das Wolkenkukuksheim der Philosophie verstiegen, d. h. auf geistigen Pfaden und Gebieten fand, die, weit abseits von den Wünschen und dem Verständniß des Volkes, diesem nach keiner Richtung zum Gedeihen und Heil verhelfen konnten.

Wie das junge Deutschland mit Gutzkow an der Spitze den deutschen Volksgeist von der Romantik abwenden mußte, so mußte es auch denselben aus den philosophischen Irrgängen zurück- und dahin führen, wo er allein Gelegenheit und Anlaß traf, werkthätig und gesund in die sich bildenden Geschicke des eigenen Vaterlandes einzugreifen.

Die Hegel'sche Philosophie, nach der Kant'schen

die einschneidendste und wichtigste, gleichsam der Höhepunkt dieser Wissenschaft in unserem Jahrhundert, zog die besten Geister Deutschlands mächtig an, und wenn sie auf der einen Seite durch ihre Dialektik deren Fähigkeit erhöhte und verschärfte, so verschwemmte und verdämmerte sie auf der andern die Begriffswelt in so heilloser Art, daß die allzu transcendentale deutsche Spekulation den festen Boden unter den Füßen verlor und in Gefahr kam, den gesunden praktischen Sinn für die Dinge dieser Erde einzubüßen.

Es ist sicher ein Verdienst des jungen Deutschlands, daß es, mit der Muttermilch der Romantik genährt und in der Hegel'schen Schule gebildet, doch Kraft und Festigkeit genug in sich fand, von beiden Extremen ablenkend, die wahre Mitte zu erreichen und auf dieser in das Herz der Nation zu dringen.

Karl Gutzkow ist bei diesem Eindringen entschieden ein Vordermann.

Schon aus den wenigen vereinzelten Auszügen, die wir hier gegeben, wird sich dies zur Genüge erkennen und überdies wahrnehmen lassen, wie tief und gründlich Gutzkow die Menschen, Dinge und Zustände durchschaute und dieselben gleichsam bis auf die Nieren zu prüfen vermochte. Keiner seiner Genossen kann sich in dieser Hinsicht mit ihm messen. Hierin ist er Allen überlegen und ein wahrhaft erleuchteter Kopf.

Er kannte sein Geschlecht und sein Jahrhundert so zu sagen bis in ihre Eingeweide, und aus dieser Kenntniß heraus schuf er Werke, die einen unvergänglichen Werth behalten werden und behalten müssen, weil sie Offenbarungen aus einer Lebensperiode des deutschen Volkes sind, in der sich dieses aus dem geistigen Drucke und der nationalen Versumpfung einerseits und anderseits aus der philosophischen Wolkenverstiegenheit mächtig zur politischen Größe und Freiheit hindurch rang. Will man in der Beurtheilung des jungen Deutschlands gerecht sein, so muß man ohne Zweifel eingestehen, daß der Aufschwung des deutschen Volkes im Jahre 1870 ohne dasselbe geradezu undenkbar erscheint. Das junge Deutschland war die nothwendige Vorrede dazu.

Nachdem Ludolf Wienbarg dasselbe mit einer gewissen Feierlichkeit inaugurirt, Theodor Mundt ihm gleichsam Thür und Thor in die Gesellschaft eröffnet, ihm eine eigene Kunst der deutschen Prosa und einen journalistischen Anhang geschaffen, wie ihn vordem noch keine literarische Richtung, weder die Gottschedianer, noch der Göttinger Düsterbund, nicht einmal unsere deutsche Genieperiode erlebt hat, erschien endlich Heinrich Heine mit der Märchenkrone der Poesie geschmückt, um sich huldigen zu lassen und dabei den Stachelsporn der sozialen Ironie und der politischen Satyre dem deutschen Michel ins Genick zu drücken.

Der Hohn und Spott, welchen Heine und seine Anhänger unausgesetzt auf ihn niederregnen ließen, verbunden mit den halb träumerischen, halb realen nationalen Anregungen und Wünschen, die bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt die Geister aufrüttelten und erfüllten, dies alles konnte auf die Länge nicht ohne Wirkung bleiben. Dies um so weniger, als Heinrich Laube und Karl Gutzkow mit ihren zahlreichen Schriften nachhalfen; der Erstere Heine sekundirend und der Letztere nach Heines Versündigung an Börne Heine bei Seite schiebend und sich mit zielbewußtem Streben an seine Stelle setzend.

Heinrich Laube fuhr unruhig und beweglich hin und her, wie ein literarischer Landsknecht der Freiheit dienend, überall dazwischenfahrend und fechtend, wo es Lärm und Getümmel gab, bis er sich schließlich im Theater ansiedelte und auf der Bühne die Heimstätte seines Geistes fand. Karl Gutzkow dagegen gab sich keiner Richtung ausschließlich hin, sondern bepflügte und beflügelte alle. Er sprengte mit seinen Schauspielen dem modernen Drama eine Gasse, breit genug, um das ganze neue Jahrhundert in dramatischer Form hindurch marschiren zu lassen, schuf sodann dem Roman ein erweitertes, die gesammte heutige Gesellschaft umfassendes Gebiet und bestrich journalistisch mit dem nie zum Schweigen gebrachten

Geschütz seines geistigen Schaffens die volle Gefechtslinie der alten, Widerstand leistenden Reaktionszeit so lange und so nachdrücklich, daß der Vorstoß der jungen, immer neu in den Kampf eilenden literarischen Jugend sich ungestört und ununterbrochen vollziehen konnte. Gustav Kühne, den wir nur deswegen nicht ins Mittel ziehen, weil er noch unter den Lebenden weilt, obschon er zunächst mit zu dem jungen Deutschland gehört, Eduard Duller, Hermann Marggraff, Ernst Willkomm, Alexander Jung, Robert Prutz, Friedrich von Sallet und viele, viele Andere dienten in dieser literarischen Vorstoß-Armee als Infanteristen. Die Sturm- und Drang-Lyriker: Karl Beck, Alfred Meißner, Anastasius Grün, Ferdinand Freiligrath, Georg Herwegh, Moritz Strachwitz, Gottfried Kinkel und Andere als flinke und tapfer einhauende Kavallerie. Auch Emanuel Geibel mit seinen harmonisch austönenden Heroldsrufen gehört dazu.

Man hat behauptet, daß man die deutschen Siege von 1870 und 1871 im Grunde dem deutschen Schulmeister, d. h. der deutschen Bildung verdanke. Wir geben das freudig zu, allein nur in dem Falle, wenn man zu diesem deutschen Schulmeister auch das junge Deutschland rechnet.

Anhang.

Seither ungedruckte Briefe von Theodor Mundt, Heinrich Laube und Karl Gutzkow an den Verfasser vorstehenden Werkes enthaltend.

Theuerster Freund!

Ihr liebes Briefchen, das Sie mir nach Genf geschrieben, hat mir herzliche Freude gemacht, und wenn ich Ihnen erst heut in Nürnberg auf der Rückreise einige Zeilen des Grußes erwiedere, so geschieht es, weil ich inzwischen, unter lauter Gletschern, Lawinen und Wasserfällen, im eigentlichsten Sinne den Gebrauch der Schreibfeder verloren, und so unliterarisch geworden bin, daß ich jetzt in diesem Augenblick an meiner eigenen Handschrift eine neue Bekanntschaft zu machen glaube. Daß ich nun gerade durch Sie, mein Freund, zum Schreiben, als zu meiner eigentlichen Bestimmung, wieder zurückgeführt werde, will ich als eine günstige Vorbedeutung annehmen. Wie bei unserer neulichen Einfahrt in Berlin, von Leipzig aus, uns schon beim Anhaltischen Thor gleich wieder geistreich zu Muthe wurde, so fühle ich schon seit den letzten Poststationen in Deutschland wieder eine mehr literarische Luft mich anwehen, und daß ich heut an Sie schreibe, bringt mich vollends zu den heimathlichen und gewohnten Beziehungen im Reiche des Geistes zurück, und ich bin gar herzensfroh darüber. Wir

haben große und colossale Naturgenüsse auf unserer Reise gehabt, indeß erfreut man sich an der Natur doch immer nur bis auf einen gewissen Punct, wo man sich von ihr entfremdet fühlt und mit einem geheimen Entsetzen abbricht, um sich mit neuer Lust rein menschlichen Beziehungen wieder zuzukehren. Es ist das erste Mal, daß ich so ausschließlich eine reine Naturreise in solchem Umfang gemacht, zum Theil beritten auf Pferden und Maulthieren, so daß Sie Ihre Freude an uns gehabt haben würden, wenn Sie uns Tage lang über Eisberge und Schneegründe hätten dahinreiten, durch Höhlen kriechen, über schwindelnden Abgründen schweben, und gegen die blendend weißen Riesenformen des Montblanc und die beständig von Lawinen krachende Jungfrau uns hätten abzeichnen sehn. Auch an komischen Seiten, wie Sie denken können, hat es dabei nicht gefehlt, und Sie dürfen sich deshalb nur an Clara wenden, die, wie Sie mir eben zuruft, einen ganzen Sack voll Geschichten Ihnen mitbringt. Der äußerste Punct unserer Reise, zu dem wir in der Schweiz gelangt, war Savoyen, ein herrliches großartiges Land mit kleinen armen armseligen Menschen. In Chamouny, wo wir dicht unter dem Montblanc wohnten, bestiegen wir, nach einem Ritt von einem Tage aufwärts, das Eismeer, eines der größten Naturwunder der Welt, wo zwischen den

Eisblöcken, auf denen man herumklettern kann, aus der unermeßlichen Tiefe die grünen Wellen sich heraufschaukeln. Dort, mitten auf dem Eismeer, trafen wir plötzlich einen guten deutschen Bekannten, den auch als humoristischen Schriftsteller mir sehr achtbaren Arzt Dr. Steinheim und Frau. Da war denn plötzlich von deutschen, persönlichen, wissenschaftlichen und politischen Beziehungen in Hülle und Fülle die Rede, sogar auf die Fräulein Assing und Dr. Gutzkow kam das Gespräch. Hier und im Grindelwald, den wir erst nach unserer Rückkehr aus dem Chamounythal bereisten, glaubte ich oft, daß die Märchenwelt uns ihre diamantenen Pforten aufgeschlossen habe: die Eisgletscher, welche bis in das grüne und lachende Thal hinablaufen, die herrlichste und üppigste Vegetation, eingefaßt und durchbrochen von starren Schneemassen, welche das Aufhören alles Lebens, den ewigen Tod, und den Schmerz der Vernichtung, welcher durch die Schöpfung geht, anzeigen. Mit Menschen haben wir auf unserer ganzen Reise wenig verkehrt. Ich liebe den Charakter der Schweizer nicht, und weiß keine andere Bezeichnung für sie, als miststolz. In Frankfurt war es mir sehr angenehm, Gutzkow wiederzusehen. Er erklärte sich sehr bereit gegen mich, Ihnen einen Beitrag zu schicken, um so mehr, da er jetzt mit der Kölnischen nichts mehr zu thun habe. In

Stuttgart, wo es mir außerordentlich gefiel, erneuerte ich jetzt meine Bekanntschaft mit Herrn von Cotta. Doch ich muß abbrechen, da wir in einigen Stunden nach Hof abreisen. Dieser Brief sollte Ihnen nur sagen, daß ich mit aufrichtiger Liebe auf der Reise an Sie gedacht habe; und mich wahrhaft darauf freue, Sie in Berlin wiederzusehen. Sie machen zwar in Ihrem Brief desperate Schilderungen, aber gerade darum ist es in Berlin so gut, weil es dort doch noch Zustände giebt, an denen man verzweifeln kann. Das ist das flüssige Wesen des Geistes, daß er den Zweifel und die Verzweiflung weckt. In der großen felsenstarken Natur kann man aber nur jedesmal an sich selbst verzweifeln, hier macht uns der Zweifel klein, dort groß. Grüßen Sie alle unsere Freunde, die nach uns gefragt haben, bestens und schönstens von uns. Unsere Bande erwiedert Ihre Grüße herzlich und ich bin mit Händedruck

Ihr

Nürnberg, 29. Juli 44. Theodor Mundt.

Verehrtester Freund!

Ich habe so lange nichts von Ihnen unmittelbar gehört, und um es meinerseits nicht an einem Lebenszeichen fehlen zu lassen, sandte ich Ihnen vor einiger

Zeit den Roman der Matadore. Sie können denken, daß ich begierig bin, darüber ein Wort von Ihnen zu vernehmen. Ich lasse heut mein Neuestes „Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik" folgen. Es war mir so lieb und werthvoll geworden, mit Ihnen in geistiger Verbindung zu leben, und es soll darum nicht an mir liegen, wenn dieser Faden abreißt. Aus dem Roman und dem Macchiavelli werden Sie genau ersehen, wie ich jetzt nach allen Seiten hin stehe: in letzterem Werke um so mehr, da ich darin zugleich alle Fundamentalfragen der laufenden Politik behandelt habe. Die Opposition ist einmal meine geistige Lebensluft, in der ich am besten gedeihe, und ich athme sie jetzt erst recht in vollen Zügen ein. Der Macchiavelli ist zugleich das Problem aller Jahrhunderte, und seine Lösung mußte auch für unsere Zeit wieder versucht werden. Mein literarisches Schicksal hat es von jeher gewollt, daß ich in solchen Dingen voran und zuerst auf die Bahn getrieben wurde. Meine Universitäts-Vorlesungen über Macchiavelli, den Principe und die Discorsi regten zuerst dies Thema wieder an. Venedey und Ebeling folgten in ihren Büchern sofort nach, und jetzt erscheint das meinige, nachdem ich die Resultate meiner Vorlesungen noch einmal auf das Gründlichste und aus vielen neuen Forschungen überarbeitet habe. Auch in England,

Frankreich und Amerika fängt plötzlich die Macchiavelli-Literatur wieder an zu blühen. Doch nun genug von mir, liebster Wehl! Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Ihnen wieder einmal einen Rechenschaftsbericht über mich abzustatten! Thun Sie jetzt das Ihrige, Cardinal-Kritiker! Vor allen Dingen aber geben Sie mir einige freundliche Nachrichten über sich und ihr dortiges Treiben. Ich beneide Sie um ihren Aufenthalt in Hamburg, dessen Frische mir von jeher wohlgethan. Hier wird es von Tag zu Tag erbärmlicher, und zu dem Bankerott einer ehrlosen und verrätherischen Regierungspolitik gesellt sich auf schreckenerregende Weise die öffentliche Abstumpfung und Gleichgültigkeit. Man muß inzwischen sehen, wie man mit seiner Person dabei fertig wird. Was ich bisher von Ihrem Journal unter der neuen Leitung gesehen, hat mich durch Lebendigkeit, Takt und Mannigfaltigkeit sehr befriedigt. Auch von Ihrer Bühnen-Thätigkeit höre ich viel Erfreuliches. So wären Sie denn in allen Dingen auf dem besten und schönsten Wege. Leben Sie wohl, und empfangen Sie die herzlichsten Grüße von uns Beiden! In alter Gesinnung

Ihr treuergebner

Th. Mundt.

Mein theuerster Wehl!

Wenn ich ein ebenso guter Briefschreiber wäre, als ich von Herzen Ihr Freund bin, so hätte ich dadurch schon den Vortheil, daß ich nicht alle meine Schreiben an Sie mit den stereotypen Entschuldigungsformeln beginnen müßte. Erlassen Sie mir diese, und sein Sie gewiß, daß der Zusammenhang zwischen uns nie abreißen kann, weil er, wie ich meine, auf innerlichen Basen feststeht und von Anfang an seine Nothwendigkeit hatte. In diesem Gefühl schicke ich Ihnen in dem beifolgenden Postpacket die neue, nun endlich fertig gewordene Ausgabe meiner Geschichte der Literatur der Gegenwart. Ich wüßte Keinen unter den Kritikern der Jetztzeit, der so im Stande wäre, das Buch zu beurtheilen, wie Sie, mein Freund, der Sie Selbst das feinste Ohr und das höchste Maaß für literargeschichtliche und künstlerische Entwickelungen besitzen, und meine Literaturgeschichtsschreibung in allen ihren Phasen entstehen sahen und begünstigt haben. Thun Sie für das Buch, was sie können, ohne Ihrem Urtheil auch gegen mich, wo es Ihnen darauf ankommt, den geringsten Zwang anzuthun. Sie waren bei einer früheren Gelegenheit (wo eine Art von Intrigue mitspielte) sehr falsch berichtet, als Sie annahmen, daß ich gegen Tadel empfindlich geworden sei. Dem

ist nicht so, mein Freund, und wie ich im Feuer der öffentlichen Debatte erzogen bin, so habe ich mir auch die Kraft bewahrt, jedem Urtheil frei ins Auge zu sehen. Und auf das Ihrige freue ich mich aufrichtig in jeder Weise! Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie, außer ihrer eigentlichen kritischen Besprechung, von der ich bei Ihrer großen Kenntniß der neuesten laufenden Literatur recht viele Details und lehrreiche Fingerzeige erwarten darf — vielleicht ab und zu einige Partieen des Buches, einzelne literarische Charakterbilder, Aussprüche, oder was Ihnen gerade dazu geeignet erscheint, in Ihrem Journal abdrucken lassen wollten. Doch Alles dies ist ein Wunsch, und es bleibe ganz Ihrem Ermessen überlassen, in welcher Weise Sie dem Buche Ihre Theilnahme und Ihre Förderung beweisen wollen!

Hier in Berlin ist jetzt eine trostlose Lebensöde. Nicht bloß Preußen und Berlin, sondern auch der Berlinismus hat das letzte Vertrauen zu sich selbst verloren. Vielleicht wird es ihm bald auf irgend eine Weise wieder eingebläut! Es ist mir eigentlich ein großer Querstrich, daß wir nicht zusammen leben können, liebster Wehl! Wir würden in guter Gemeinschaft doch dem Regenhorizont der Zeit manchen Sonnenstrahl mehr abfangen. Ich schreibe diesen

Brief nicht in der ruhigsten Position. Theodorchen, der Sie noch Ihr freundliches Andenken bewahrt haben, feiert heut ihren Geburtstag, und zwar in Form eines Kinderballs, der unter den Tönen einer schrillenden Geige in den Nebenzimmern tobt. Gegen diesen modernen Aufschwung der jüngsten Generation komme ich mir mitsammt meiner Literaturgeschichte höchst winzig vor, und finde es am gerathensten einzupacken, indem ich nur noch unserer Beider herzlichste Grüße hinzufüge, und Sie bitte, mich recht bald mit einer Zeile zu erfreuen, die mich Ihres fortgesetzten freundschaftlichen Andenkens versichert. In aufrichtiger treuer Ergebenheit

Ihr

Th. Mundt.

Verehrtester Freund!

Seit lange Ihnen zu mehrfachem Dank verpflichtet, komme ich erst heut dazu, Ihnen denselben mit meinen herzlichsten Grüßen auszusprechen. Sie haben sich meiner Arbeit über den Machiavelli so freundlich angenommen, und dürfen überzeugt sein, daß ich Ihnen erkenntlich dafür bin. Ich beeile mich jetzt um so mehr Ihnen dies auszudrücken, als ich auf den seltsamsten Umwegen höre, daß Sie

zweifelhaft über meine Auffassung Ihrer Recension geworden seien. Es liegt mir daran, jedes Mißverständniß, welches zwischen Ihnen und mir entstehen könnte, sofort aus dem Wege zu räumen, denn es ist kein Grund vorhanden, daß nicht Alles zwischen uns klar und licht sei, wie immer. Unsere liebenswürdige Freundin, Mdm. Albertine Rott, hat an dem humoristischen Ton Ihrer Besprechung, bei so ernster und dringender Politik, Anstoß genommen, und, wie ich höre, Ihnen dies, gewiß weniger in meinem Interesse, als aus Interesse für Sie, zu erkennen gegeben. Sie mag dies mit Ihnen ausmachen, wozu sie in der That allen Geist und alle Energie besitzt. Wir haben sie sehr liebgewonnen, und sie ist viel mit uns. Der treffliche Kern ihres Wesens ist früher wohl zu wenig beachtet und in Anspruch genommen worden, und blieb darum hinter der glänzenden Außenseite ihrer Erscheinung verhüllt. Sie hat ihren innerlich regen Geist an Ihrer Recension zum Ritter werden lassen wollen. Ich kann mir denken, daß Sie Cavalier genug gewesen sein werden, um bei der Hinwerfung dieses Fehdehandschuhes zugleich die Gunst zu erkennen, die Ihnen dadurch zu theil geworden ist. Dies liegt ganz in der Natur der Sache. Was den Macchiavelli, mein Buch und uns Beide selbst betrifft, so wissen wir ganz genau, woran wir sind.

Ich schätze jede Aeußerung, die von einem ehrlichen Standpunkte aus über mich geschieht und nehme sie mir zu Herzen, so viel ich kann. Man schreibt aber heutzutage mehr als je um der Sache willen, und um was Anderes sollte man auch heut noch schreiben? In diese konnten Sie in Ihrem geschätzten Blatt doch immer nur mit Rücksicht auf die Verständnißweise Ihrer Leser eindringen, und hinter Ihren etwas buntgefärbten Zeilen sah ich doch immer Sie, den sinnigen und antheilvollen Freund, der oft mehr in sich hat, als er ausgiebt. Und nun genug von „einer Recension und ihren Folgen“, was, beiläufig gesagt, ein recht artiger Lustspiel-Titel für den fruchtbaren Feodor Wehl wäre! Meine Frau grüßt Sie schönstens und angelegentlichst, und wird Ihnen in den nächsten Tagen ein kleines Novellen-Fragment für die „Jahreszeiten“ senden. Wir erfreuen uns in unserm ganzen Kreise sehr an dem allerliebsten Wesen Ihres Journals, aus dem man stets etwas Neues erfährt. Ihre eigenen trefflichen Aufsätze gefallen mir besonders. Leben Sie wohl, und erfreuen Sie mich bald einmal wieder mit einer Zeile!

Ganz Ihr aufrichtig ergebener

Th. Mundt.

Berlin, Mai 1851.

Mein theuerster Freund Wehl!

Alle Tage wollte ich Ihnen schreiben, und Ihren lieben innigen Brief, der noch unbeantwortet vor mir liegt, in demselben Sinne erwiedern. Aber Sie wissen von alter Zeit her, daß ich in der Sache des Briefbeantwortens nicht recht zurechnungsfähig bin. Ich bin in diesem Winter stärker wie je durch die verschiedenartigsten Arbeiten in Anspruch genommen. Zwei neue Auflagen meiner Bücher, die ich zeitgemäß wiederherzustellen und zu ergänzen habe, machen mir sehr viel zu schaffen. Es ist dies die „Geschichte der Literatur der Gegenwart", die ich gründlich und fast neu wieder durchgearbeitet habe, und die „Geschichte der Gesellschaft", für welche seit der Zeit, wo dieses damals so großes Aufsehen erregende Buch gedruckt wurde, ein ganz neues Material und ganz neue Motive entstanden sind. Außerdem habe ich viele einzelne Arbeiten, mit denen ich auf dem Laufenden bleiben muß, die Bibliotheks-Geschäfte u. s. w. Auch will man leben, oder sich wenigstens die Illusion verschaffen, daß man lebt, wie erschwert und mißlich auch dies Geschäft nach Zeit und Ort von Tag zu Tag geworden sein mag. Alle diese Umstände werden hoffentlich mein langes Stillschweigen bei Ihnen ent-

schuldigen. Ihr letzter Brief hatte viel Erfreuliches für mich. Er bewies mir, daß, wenn Sie Sich auch in der Literatur von mir abgewandt zu haben scheinen, Sie doch persönlich mein Freund geblieben sind und bleiben wollen. Aber auch in der Literatur werden Sie in nicht zu langer Zeit wieder zu mir zurückkehren. Es ist unrecht, daß Sie über die „Matadore" ganz geschwiegen haben. Wenn Ihnen das Buch nicht zusagte, so würde selbst durch Ihren Tadel darüber noch manches Beziehungsreiche haben notirt werden können.

Für meine neue Ausgabe der „Literatur der Gegenwart" erbitte ich mir einige Notizen über Alles, was von Ihnen bisher im Druck erschienen ist. Die erste Auflage wurde in 2000 Exemplaren verkauft, was für unser armes Deutschland immer schon ein ziemlich günstiges Verhältniß ist. Die „Geschichte der Gesellschaft" wurde fast gleich nach ihrem Erscheinen vergriffen, und erscheint jetzt wohl zu einem günstigen Moment erneuert, da man jetzt ohne Zweifel die Mission, welche der Socialismus in der modernen Welt hat, klarer als je übersehen und damit vor der Hand abschließen kann. Außerdem schrieb ich noch eine größere Novelle, unter dem Titel: „Ein französisches Landschloß", die in dem Feuilleton des Wiener „Wanderer" erscheinen wird.

Ich habe Ihnen hiermit, wie es sich zum Jahresschluß dem Freunde gegenüber geziemt, einen genauen Rechenschaftsbericht über meine Thätigkeit abgestattet. Ich kann noch hinzufügen, daß ich eine Biographie meines in Breslau verstorbenen Freundes Friedrich von Heyden herausgeben werde (wahrscheinlich der Sammlung seiner vortrefflichen Gedichte vorangeschickt). Nun wünsche ich aber auch, daß Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten und mir recht bald von Ihrem Thun und Treiben Nachricht geben werden. So weit dasselbe aus den „Jahreszeiten" ersichtlich ist, haben wir Beide stets mit dem größten Interesse davon Notiz genommen. Meine Frau ist namentlich eine sehr befriedigte Leserin Ihres Journals, und ist Ihnen für die regelmäßige Zusendung desselben außerordentlich dankbar. Auch von den Arbeiten von L. Mühlbach nehmen Sie gar keine Notiz, Sie Schreckensmann des Ignorirens, während Sie sonst über Alles, was Hinz und Kunz thun und gethan haben, genau Buch führen, und zwar mit der eingehenden Pietät, die eine Ihrer liebenswürdigsten Seiten als Journalist ist.

Nun leben Sie wohl, und behalten Sie Ihre Freunde in treuem Angedenken. Ich höre mit Bedauern, daß Sie leidend sind, wodurch auch wohl das Versprechen Ihrer Hierherkunft, womit Sie

uns früher erfreuten, vereitelt wurde. Mit vielen herzlichen Grüßen von uns Beiden

Ihr aufrichtig ergebener

Th. Mundt.

Berlin, den 27. Dec. 51.

Ich glaube, wir sind Landsleute, lieber Herr Wehl! Sind Sie nicht ein Schlesier? — Und wollen Sie, nicht bloß von diesem Standpunkte aus, eine Anknüpfung mit mir und der Eleganten versuchen, mit Feuilleton-Artikeln und einer Wochen-Correspondenz, oder mit einem Ensemble Beider? Freitag muß es immer in meinen Händen sein, wenn es für nächste Lieferung zurecht kommen soll. Können und wollen Sie bis nächsten Freitag mir etwas senden? Den Stil und die Tendenz des Blattes kennen Sie ja wohl. Freimüthig, dem gründlichen Sinne nach freisinnig, aber nicht parteiisch für eine politische Richtung, das Talent und die Schöpfung schützend gegen Alles, heiter so sehr Sie wollen, witzig nach Kräften, wenn es nicht gegen Geschmack und Anlage, wahr um jeden Preis, unterhaltend so viel als möglich, kurz und

stoffhaltig noch mehr als möglich — das wäre etwa die Devise. Sagen Sie mir gütig, ob Ihnen Zeit und Neigung gestatten, darauf einzugehen, oder ob Sie Verbindlichkeiten haben, die daran hinderlich wären.

Mich Ihrem Wohlwollen empfehlend

Ihr ergebener

Leipzig, 21. Juli 43. Laube.

Leipzig, 6. Novbr. 43.

Ich freue mich sehr, wenn Sie Rokoko lesen wollen, und falls Sie's nicht haben können, so sende ich's Ihnen sammt der Bernsteinhexe. Vor letzterer werden sich die Hofschranzen, das heißt Hof-Intendanzen, gewiß wieder recht altweiberhaft fürchten — es ist ein feuerroth Stück Geschichte ohne Bemäntelung, und das vertragen die zarten Nerven nicht mehr. Herr v. Küstner ist um kein Haar besser als die andern, wie sammtpfötig er thut, und die unzulängliche Vorkritik dieser Herren ist der Tod unseres aufwachsenden Dramas. Wie bereitwillig mir persönlich auch H. v. K. ist, ich beginne in dieser Woche den Krieg gegen das Berliner Hoftheater, es als das charakterisirend, was es jetzt ist: ein Theater zweiten Ranges. —

Eine Aufführung Rokokos mit so unzureichenden Mitteln kann ich nicht brauchen. Dies Anerbieten und aller übrige Gang deutet ganz und gar auf die Absicht hin, uns in die unzulängliche Personalmittelmäßigkeit einzuwiegen wie in etwas, was ganz in der Ordnung wäre.

Nach alle dem — denn vor der Hexe erschrickt H. v. K. gewiß und braucht Deckung — hab ich leider gar keine Aussicht, in dieser Saison nach Berlin zu kommen und Sie zu sehen. Eigentlich hatte ich immer den halben Rückgedanken, Ihnen durch H. Voß die Redaction des selbständigen Beiblattes „Die Mode" anbieten zu lassen, wenn Sie Zeit und Lust und Sinn für die darin nöthige Beschränkung hätten. Aber ich kenne Ihre Verhältnisse gar nicht, und es wäre, wenn Sie nicht überhäuft gewesen, eine mündliche Besprechung über die Vorfrage nöthig gewesen.

Varnhagen grüßen Sie zum Allerschönsten, auch ihn hätte ich so gerne gesehen, und ihm ein Buch, das er mir geliehen, zugestellt. H. v. K. verschiebt leider das Alles, und mit dem Kriege gegen die ganze Anstalt werde ich wohl langehin auf Insceneſetzung inmitten des Gensdarmenmarktes verzichten müssen.

Von Herzen Ihr

Laube.

Leipzig, 8. Decbr. 43.

Ich habe eine Bitte an Sie. Möchten Sie wohl morgenden Tages Ihr Exemplar der Bernsteinhexe Madame Crelinger mittheilen, und sie von mir bitten, es durchzulesen und zu erklären, ob sie die Rolle der Liese Kolken übernehmen wolle. Es ist ihre Rolle, aber die Intendanz meint, sie werde sie nicht spielen, und man dränge bei ihr mit Disciplin nicht durch. So sind wir in Berlin'!

Die Rolle ist aber von großer Wichtigkeit und hat eine große tragische Scene im 4. Akt, nach welchem sie gerufen werden kann. Was Bezeichnung der Garstigkeit u. dergl. betrifft, so kann dies leichtlich weggelassen werden: sie braucht nur blaß zu sein, die Liese, je schöner in dieser Blässe, um so besser.

Machen Sie ihr dies, ich bitte, plausibel; denn sonst komme ich mit dieser Rolle an Md. Valentini. Es ist eine Verzweiflung mit diesem Berlin!

Sie wird die Marie für ihre Tochter Clara vielleicht zum Preise haben wollen, aber die Neumann ist besser dafür. Dagegen hab' ich in Hamburg ihre Bertha direkt vorgezogen einer dafür vorgeschlagenen Demois. Lebrun, und der Bertha würde ich sie auch in Berlin gegeben haben. Für Clara hat die Rolle zu viel Umfang von Heiterkeit bis zur Tragik.

Wollen Sie mir den Gefallen thun, diese diplomatische Mission zu übernehmen? Es hängt davon das baldige oder verspätete Aufführen des (bereits zusammen gestrichenen und gemilderten) Stückes ab, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir in einigen Tagen ein Resultat schreiben könnten. Ist's ein günstiges, so zeigen Sie's wohl Herrn v. Küstner an, der ihr dann sogleich die Rolle zuschickt.

Sobald die Proben beginnen, komme ich nach Berlin und freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen. Sie miethen mir dann wohl ein Chambre garni auf acht Tage in einer der breiten Straßen, die so menschenleer. Seit Paris find' ich Berlin dilettantisch als große Stadt.

Inlagen geben Sie wohl zur Stadtpost.

Gott schütze Ihr Haupt und salbe Ihre Zunge süß und bitter mit Schmeichelei und Drohung für die Liese.

Ihr

Laube.

Fluth von Arbeiten hat mich bisher gehindert, Ihnen herzlichen Dank abzustatten für die so gütig übernommene diplomatische Mission. Die Dame hat Urfehde geschworen; sie ist nicht diplomatisch. So viel Eigenmacht des Schauspielers und solche Schwäche

der Direction ist bei einem wohleingerichteten Theater nicht zu dulden. Ich bin Ihrem Rathe gefolgt, und habe die Rolle der Werner geben lassen und Wolf dem Wauer. Hoffen wir das Beste. Erst Mitte Februars soll es dran kommen.

Gott schütze Ihr Haupt!

Ihr

Leipzig, 3./1. 44. Laube.

Mein Verehrtester!

Ich denke, Sonntag mit dem Frühzuge, also wohl zwischen zwei und drei Uhr in Berlin einzutreffen, und würde mich sehr freuen, wenn Sie dann noch mit mir Mittag essen könnten. So haben wir die ersten Stunden sicher für einander, ehe sich die Bekanntschaften- und Geschäftswoge über mich ergießt.

Haben Sie sich also nicht schon versagt, so schenken Sie mir diesen Nachmittag, und bestellen Sie mir im Rheinischen Hofe ein zweifenstriges geheiztes Zimmer, in welchem Sie mich nach Ihrer Bequemlichkeit erwarten oder finden möchten, falls Sie meinen Vorschlag annehmen.

Interessirt es Sie, einige Ihrer Bekannten zum Kaffee hinzubitten, so wird es mich freuen, das neue

Berlin zu sehn — dies aber ganz nach Ihrem Belieben; wir finden allein Stoff genug zum Schwatzen.

Ich habe früher im Rheinischen Hofe gewohnt, und kenne den Wirth aus Charlottenburg, so daß ich, sollte sich mein Aufenthalt verlängern, über billigen Preis mit ihm mich stellen kann. Hätten Sie etwas Gründliches gegen das Gasthaus einzuwenden, und ein sonstwie und auch in obigem Betracht empfehlenswerthes vorzuschlagen, so müßten Sie mir vorher ein paar Zeilen schreiben. Ich bin sonst lächerlich treu für alte Wirthshäuser.

Mein längerer Aufenthalt hängt davon ab, ob ich das Einstudiren Rokoko's durchsetze. Ich habe wenig Aussicht dazu. Wissen Sie Herrn v. Küstner dahin zu vermögen. Angenommen ist das Stück nämlich lange, ich glaube auch ausgetheilt. Er entschuldigt sich nur für die nächsten Wochen mit Mangel an Platz. Was thun? Die Bernsteinhexe macht einen unangenehmen Eindruck, und mein Berliner Besuch wird mir verleidet, wenn ich nicht dies feinere Genre Rokoko's auch noch zur Anschauung und Ausgleichung bringe. Struensee kann er in Ermangelung eines Struensees nicht geben —'s ist eine Verzweiflung mit dem Berlin!

Und ich wäre so gern einmal ein paar Wochen behaglich dort herumgeschwommen! Rott vielleicht

könnte treiben — den Marquis neben Dörings Abbé zu spielen.

Entschuldigen Sie, daß ich Sie nur von meinem Interesse unterhalte! Ich werd' mich bessern.

Herzlichst Ihr

Laube.

Ich belästige Sie unaufhörlich, mein Verehrter, sogar mit Geldforderung. Möchten Sie wohl vermittelst einliegenden Zettels an der Generalkasse des Theaters 150 Thaler für mich eincassiren und quittiren. Sie schicken mir die oder bewahren sie mir, wenn Sie vor Spitzbuben sicher sind, bis ich hinkomme. Letzteres geschieht wohl in spätestens vierzehn Tagen. Leider komme ich nun doch ungern. Ich habe das Stück nämlich in Hamburg gesehn, es hat großen und günstigen Theatererfolg gehabt, aber ganz anders und so furchtbar gewirkt, wie ich, der treue Historie gewollt, nicht erwartet hatte. Nun fürchte ich mich, dasselbe in einer neuen und wichtigeren Stadt noch einmal durchzumachen. Meine Anwesenheit ist aber doch unerläßlich, besonders wenn ich die baldige Folge Rokokos durchsetzen will. Und daran liegt mir jetzt doppelt, da die Bernsteinhexe so grell wirkt und ihr dämonisches Gewebe vor modernem Publikum auf derben Brettern mehr roh als dämonisch aussieht.

Ferner weil ich ein neues Stück fertig habe, für welches mir in Berlin wieder die Schauspieler fehlen. — Koffka hat mir auf mein Erinnern gestern gesagt, er werde mir Ihr kleines Stück senden. Sie haben aber auch ein größeres geschrieben, nicht? — Hiller, ein gescheidter Mann, hat mir erzählt, daß er mit vielem Vergnügen Ihre Bekanntschaft gemacht.

Die politische Reaction wird so arg, daß man Pessimist werden möchte.

Gott behüte Ihr Haupt!

Von Herzen

Ihr

9/2 44. Laube.

Bin nicht sans adieu gegangen, Verehrter, sondern war den letzten Abend bei heillosem Schlackerwetter vor Ihrem Hause, um verabredeter Weise Sie noch einmal zu sehen. Der ganze erste Stock war aber stockfinster, und Sie waren trotz Grippe ausgegangen. Still trollte ich nach Hause und habe den letzten Abend allein und arbeitsam auf No. 40 zugebracht.

Ihren „Pietismus" nehme ich, und ich denke wohl, ihn unangefochten durchzubringen. Es fehlt Ihr Name darunter. Soll er fehlen?

Ihren Correspondenzen nach gehen Sie noch nirgend hin, Sie sprechen nur von gelesener Politik.

Diese ist auch am schwersten durchzubringen; in voriger Woche hat der Censor stark in ihrem Artikel geackert, so daß ich mit Mühe Sinn hineingebracht. Das ist indessen Ausnahme, der Sache nach brauchen Sie darauf keine Rücksicht zu nehmen. Bei so schlechter Zeit sagen was man nur irgend sagen kann und zu sagen sich gedrungen fühlt!

Aber Begebenheiten, schöne Künste, Witze nehmen Sie doch wieder auf nach beseitigter Grippe?

Ich bin tief bestürzt über die Unfähigkeit Berlins heimgekehrt. Nicht einmal Kritik! Ja, diese in Erniedrigung ohne Gleichen! Ueber die Hexe, die so leicht zu tadeln, das einfältigste Zeug. Herr Rousseau nennt das Beste am Stück, die Sprache, eine Sprache à la Abällino und Spieß. — Was ist Feindschaft, grimmiges Herunterreißen u. s. w., u. s. w. gegen Unverstand!

Gott behüt' Sie, und sagen Sie mir doch öfter ein paar Worte, wenn Sie Donnerstag schicken.

Lpzg., 22/3 44.

Ihr Laube.

Vergebung, mein Lieber, für mein Schweigen! Ich bin zum Auerhahnbalz in den Muskauer Wäldern gewesen, vierzehn Tage aller geschriebenen und gedruckten Welt entrückt.

Es wäre ja allerliebst, wenn Sie mit Mundt herkämen!

Der Neumann Tod hat mich tief erschreckt — ja wohl „zwischen Lipp' und Bechers Rand" —

Diese Bernsteinhexe, ihre letzte Rolle, hat wirklich ein dämonisch Schicksal! — Als in Hamburg bei einem großen Bankette um Mitternacht dem Autor derselben ein Toast ausgebracht wurde, erleuchtete und erschütterte plötzlich Blitz und Donnerschlag — mitten im Januar — den Saal.

Struensee ist mit gutem Glücke und wie es scheint mit tiefer Wirkung in Stuttgart gewesen.

Ihre Freundin Charlotte v. Hagn hatte eben bei uns gespeist, als Ihr diesmaliger Bericht kam; sie wollte durchaus etwas Neues aus Berlin wissen, und ich habe ihr gesagt, es gäbe dort eine Revolution in Cöln, aber in Cöln am Rhein. Diese Sage läuft wirklich hier auf der Messe herum.

Ihrem gestiefelten Kater-Enthusiasmus kann ich mich nicht anschließen. Aber wie deutsch ist es! Alles Mögliche, auch wenn alles Nöthige noch fehlt. — Das Theater bricht über Euch zusammen: Pückler kam vom Ansehn des Falstaff nach Muskau, er schlug die Hände über'm Kopf zusammen, mich ernstlich vor weiterer Dramatik warnend, da Dergleichen gut geheißen werde. Er hat freilich Kemble in der Rolle

gesehen, wäre aber, wie er sagte, mit einer Annäherung an Ludwig Devrient zufrieden gewesen, und habe Plattheit gefunden. Das ergiebigste Feld sei jetzt, meint er ganz richtig, die grausamsten Theaterkritiken zu schreiben.

Und dennoch — wir wollen leben! — wenn Sie Hendrichs bewegen können, nach Berlin zu kommen, wir wollen's Ihnen herzlich danken. v. Küstner, den ich hier gesprochen, beabsichtigt garnichts; dies ist der Tod in Gestalt eines Krämers. Aber Sie sprechen wohl bloß von einem Gastspiel Hendrichs?

Ach, auch Charlotte geht tiefer und tiefer in Manier hinein, 's ist zum Verzweifeln, und doch muß ich, innerlich nämlich, für die Bühne schreiben. Für die innerlich graziöse Wolf der Dragoner Birch und die Stücke als Dragönerchen mit ihr!

Herzlichen Gruß; ich komm' in's Greinen.

26. April 44.

Ihr

Laube.

Sie haben wohl schon gesehn, lieber Wehl, daß uns die Censur das Weberlied aus Langenbielau ratzenkahl weggenommen hat. Umsonst war alle Reclamation für ein historisch interessantes Document. „Es dürfte nirgends gedruckt werden!" hieß es.

Die Zeiten werden wunderlich und das Tscheck-Attentat kann leichtlich Reactionen aller Art im Gefolge führen.

Ich bin erst seit anderthalb Wochen wieder heim. Erst war ich drei Wochen in Carlsbad, dann vier Wochen mit meiner Frau auf einer Tour durch Schweden und Norwegen, und nun fesselt mich die Beschreibung derselben an's Zimmer.

Es hat mich sehr gefreut, daß Hoppé, den ich ausgekundschaftet und Küstner empfohlen, so viel Glück gemacht. Anton Gubitz und Andre sind mißtrauisch, ob er wohl bloß copiren könne: ich hab' ihn in meinem Rokoko als vortrefflichen Abbé von der Sauce gesehn, und diese Rolle war nagelneu, er hatte sie von Niemand gesehn.

Sorgen Sie doch, daß Baison in Berlin gehalten wird. Er ist zu haben und dort auch außer Hendrichs nöthig, für ältere Characterhelden nämlich; denn die Grua und Lavallade zählen ja gar nicht. — Ich für meine Person mache gar keine Anstalt zur Aufführung von Rokoko und Struensee: man bringt kein den gerechten Ansprüchen der Stadt entsprechendes Ensemble zusammen, und hat weder Ehre noch Geld mit diesem Regiment. Es bringt zwar nichts, aber es ist richtiger: dies Regiment zu geißeln. —

In Stockholm und Copenhagen spielt man viel besser als in Berlin.

„Etwas über das französ. Theater" kommt diese Woche; in der vorigen war kein Platz mehr.

Grüßen Sie Mundts u. A. Gubitz.

Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohl

Ihr

Dienstag, 30. Jul. 44. Laube.

Tausend Dank für Ihre freundlichen Zettel, und grüßen Sie, ich bitte, meine Bekannte. Wir kämen gern zu den Ausstellungen nach Berlin. Aber ich habe schrecklich viel zu thun, und Küstner's Theater in der Nähe zu sehn ärgert mich gar zu sehr. Dies ist das kläglichste Krämerregiment, und ich habe jetzt nicht die geringste Lust unter Küstner noch irgend ein Stück von mir geben zu lassen. Deshalb frag' ich nicht mit einem Wort nach Rokoko und habe Struensee eigentlich gar nicht eingereicht. Es kommt zum Herbst auf allen großen Theatern, und in Berlin soll es durch seine Abwesenheit glänzen. Hoffentlich bring ich's dahin, daß dem jetzigen Herrn von Küstner Niemand mehr ein anspruchsvolles Stück einreicht. Er ist — mündlich gegen mich — ganz der Meinung, mit Hendrichs' Engagement das Aeußerste und Letzte

von neuem Aufwande geleistet zu haben. Mit dem Krämer-Standpunkte nützt kein Capituliren, hier hilft nur Sturz. Vielleicht wenn ein Regisseur wie Moritz, der wahrscheinlich Lust dazu hätte, hingebracht werden könnte, wäre auf solchem Umwege etwas zu bessern. Wirken Sie ihm zu November oder December ein Gastspiel aus; hat er das, so klammert er sich in Devrients Stelle, und das wäre ein großes Glück.

Und Sie selbst? Bringen Sie nicht ein Stück? Spannen Sie Ihre Kräfte darauf, Sie haben viel Zeug dazu, und sind au fond dramatisch. — Ein junger Oesterreicher, Moritz Hartmann, wird Sie in diesen Tagen mit Grüßen von mir besuchen. Machen Sie ihn doch mit Sternberg u. s. w., u. s. w. bekannt. Bleiben Sie mir freundlich gesinnt, auch wenn Sie auf meinen Standpunkt nicht treten mögen. Ich bin eben — leider! — über zehn Jahre älter als Sie.

Ihr

Lpzg., 5. Septbr. Laube.

Diese Zeilen, liebster Freund, bringt Ihnen Herr Moritz Hartmann, ein junger Dichter, und zwar ein ächter aus Oesterreich, ein gescheidter, liebenswürdiger Mensch, den ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen möchte.

Wenden Sie ja alles Mögliche an gegen die Soldatenwirthschaft! Das ist ein gefährlich Ding.

Ueber Kunstausstellung einen längeren Brief? Gewiß. Nur werden Sie in Noth gerathen, weil Sie noch viel zu wenig Bilder gesehn und es mit den Bildern wie mit den Weibern ist — man versteht sie erst, wenn man über die Jahre hinaus. Seien Sie froh, daß Sie noch lieben können, und schreiben Sie über die Bilder ohne Rücksicht auf Technik. Was eigentlich ein Unsinn.

Grüße von uns an Sie und alle Freunde!

Ihr

Lpzg., d. 30. Sptbr. 44. Laube.

Mit Herrn v. Küstner ist's ein böses Ding: er ist ein unverbesserlicher Krämer, der fortwährend das aufgehobene Schwert sehen muß. Daß er Struensee, den ich ihm formell gar nicht eingereicht, dem König übergeben — dies Heldenstück hat er mir mitten im Kugelregen gemeldet. Von Rokoko nichts. Diese Nachricht von Ihnen ist mir wichtig, da ich eben im Begriff bin, es hier geben zu lassen, damit aber sogleich inne hielte, wenn es innerhalb vier Wochen in Berlin herauszubringen wäre. Denn in Berlin ist ein Publikum für das Stück, hier aber nicht, ob-

wohl ich hier einen Marquis in Marr habe. Dann ließ ich hier die Vorbereitungen einstellen. Können Sie mir Näheres darüber sagen? Und ist Hoppé da? Er hat sich bei mir nicht sehen lassen. Es wäre nämlich unter jetzigen Umständen eine ganz andere als die früher vorgeschlagene Besetzung nöthig.

Rutscht Rokoko, so sehen wir uns bald in Berlin, wo ich jetzt ein paar Wochen bleiben möchte. Von Herzen Ihr

Leipzig, d. 30. Octbr. 44. Laube.

Küstner hat mir keine Zeile geschrieben über Rokoko oder Struensee. Er hat mir einen Gesandten geschickt mit Friedensvorschlägen. Weil darin von gar keiner Verbesserung seines Personals und Stils die Rede war, so hab' ich sie zurückgewiesen. Er ist nichts werth, und jeder kommende Junker kann's nicht schlechter machen. Lesen Sie * Berlin nächste Woche in der Eleganten.

Mit Rokoko liegt's übrigens wohl an Hoppé, der nicht auftreten kann und wahrscheinlich wieder nach Braunschweig muß. So sieht's wenigstens von Weitem aus — wissen Sie was darüber?

So weiß ich auch gar nicht, ob er Struensee vom

Könige zurück hat. Irgend ein dem Könige Naher wird's angesehen und es ihm achselzuckend zurückgegeben haben. Davon hat er die Hosen voll. Es ist zum Teufelholen mit dem deutschen Theater, und ich schreibe nur noch, wozu mich das Talent zwingt. Hoffentlich lange gar nichts mehr.

Unter solchen Umständen sehe ich keine nahe Veranlassung zur Hinüberkunft. Namentlich bis zum Schluß des Jahres hab' ich fürchterlich viel zu thun.

Herzlichen Gruß!

Ihr

Lpzg. Laube.

Leipzig, d. 21. Sptbr. 46.

Ich habe mich sehr gefreut, werther Freund, von Ihnen ein Lebenszeichen zu erhalten. Vorher hatte ich mir von Mad. Held schildern lassen, wie Sie Ihr Citadellen-Leben abspinnen. Geschrieben hätte ich Ihnen schon längst, wenn Weber dagewesen wäre, und wenn ich als er endlich aus dem Bade heimkehrte, etwas der Rede Werthes hätte erlangen können. Er hat aber den Kopf so voll mit der zu großen Masse großer Zeitschriften, die er sich auf den Hals geladen, daß man ihn gar nicht zu einer persönlichen Theilnahme bringen kann.

Für Ihr Jahrbuch kann ich Ihnen, da ich gar keine kleine Artikel mehr schreiben kann, nur etwas aus noch ungedruckten Stücken anbieten. Das muß sich der Verleger gefallen lassen, auch wenn er ein saures Gesicht dazu macht. Wollen Sie also die Hälfte des 4. Aktes — in diesem ist am Meisten für die Aufführung gestrichen und das meiste patriotische, allgemeine Element — aus Gottsched und Gellert haben, so steht Ihnen dieselbe zu Dienst. Auch der ganze Akt, der leichtlich eine selbständige Abrundung, ein Ganzes an sich bietet.

Ist Ihnen das recht, so sagen Sie es, und ich sende Ihnen das Manuscript.

Ich hatte immer vor, Sie zu besuchen, komme aber nicht dazu, wenn ich nicht etwa nach Berlin gehe. Geschieht das im November, wie es wahrscheinlich ist, so komm' ich über Magdeburg.

Hoffentlich wird Ihnen die Muße eine producirende Muse, und Sie kehren mit einem fertigen Stück nach der Taubenstraße zurück.

Ich habe unterdeß den schweren Verlust mit dem Beer'schen Struensee in Berlin erlitten — per Ministerial-Ordre meinem vorgesetzt — und habe nun das Vergnügen, die braven Berliner Literaten Chorus machen zu sehn mit der Familie Beer zum Hohne eines lebenden und producirenden Autors. Das war

nur in Berlin möglich. Heute habe ich Nachricht, daß das vorgestern aufgeführte Beer'sche Stück in der 2. Hälfte total durchgefallen sei, lese aber in der D. Allgemeinen soeben, daß es einen „durchaus günstigen Erfolg gehabt und die Bemühungen der Familie, welche die vollste Anerkennung verdienten", mit Ruhm gekrönt habe.

Das schmeckt süß und gehört zu den Theaterfreuden, nach denen Sie so verlangen! — Machen Sie sich nur nach Möglichkeit Bewegung, daß Ihnen der Unterleib nicht versauert und geben Sie bald Antwort Ihrem

ergebenen

Laube.

Leipzig, 30. Januar 47.

Malvine Erck, liebster Freund, hätte damals gleich hierbleiben und spielen sollen. Ich schlug es ihr vor, sie schlug es aus. Jetzt ist ihr auf meine Verwendung sogleich geantwortet worden: Sie könne auf Engagement sogleich gastiren. Ist es ihr Ernst, so soll sie sich gleich dazu entschließen und Stuttgart wie München, von denen sie spricht, zunächst hintansetzen. Lange ist der Platz hier schwerlich noch offen, und der Platz ist besser als irgendeiner. Denn von hier

aus machen die Schauspieler Carrière, nicht aber von München und Stuttgart aus. Theilen Sie dies Lavallade's mit, damit sie dieselbe sogleich bestimmen. Ungesehen kann sie natürlich nicht engagirt werden; diese Chance muß sie laufen. Sie muß auch nicht eine gar hohe Gage beanspruchen, sondern zunächst nur eine anständige. Großes Vertrauen haben Schmidt und Marr nicht, ich rede ihnen zu auf Ihre Versicherung hin, daß sie ein Talent sei. Betreiben Sie nun, daß sie rasch herkommt, wenn ihr um Leipzig zu thun ist.

Für Ihre liebenswürdige Theilnahme an meinem Gellert bin ich Ihnen herzlich dankbar. Die Notizen in den Zeitungen sind aber leider noch gar keine Gewähr, daß der Bann gehoben wurde und jedenfalls ist der beste Theil der Saison verloren.

Ich selbst bin übrigens durch Wien und Dies und Anderes im Augenblicke völlig abgestumpft und hielte mich für einen Don Quichote, wenn ich länger für dies Irrenhaus arbeiten wollte. Man verbietet oder man verdirbt einem die Arbeit, und irgend eine Achtung vor Eigenthum ist gar nicht vorhanden.

Lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, Sie sind noch jung und brauchen noch Täuschungen. Ich bin auch sehr begierig auf Ihr neues Stück und habe viel Vertrauen zu Ihrem Talente.

Was sagen Sie zu Rott's Frechheit? Läßt ausposaunen, er habe Gottsched abgelehnt, den — ihm kein Mensch angetragen. 's ist nicht einen Augenblick von ihm die Rede gewesen.

Eben erscheint Rokoko als 2. Band, und ich denke, die Einleitung hiezu und zu Monaldeschi, die Sie wohl auch nicht kennen, soll Sie interessiren. Ich verehre Ihnen also mit nächster Gelegenheit beide Bände.

Der Himmel gebe, daß ich Sie bald sehe. Gott schütze Ihr Haupt!

Herzlichst Ihr

Laube.

Leipzig, 27. Juli 47.

Hebbel war mit seiner Frau hier, und unerwartet, ja eigentlich unzusammenhängend mit seinen Schriften coulant. Blond und mit rauhem blonden Barte sieht er ganz wie ein Löwe aus, der sich einen Frack angezogen. Gutzkow, den er „perfide" nennt ist er sehr feindlich gesinnt. Er meint, die bloß originellen Stücke hinter sich zu haben und nun für das Theater schreiben zu können. — Heut ist Detmold aus Hannover da, unser feinster Satyrist und Humorist, der den Vorzug hat, keine Bücher zu schreiben. Er geht, ein

bescheidener Privatmann, stillen bildenden Künsten nach gen München.

Das Theater sinkt: Marr ist pumplich geworden und für die Lücken finden sich keine Talente. Wagner wird gesucht wie der schwarze Prinz. Wien will ihn haben und Berlin auch — er heißt jetzt der beste Heldenliebhaber. Und doch ist's zu zeitig, daß er hier wegkommt. Er hat hier Viel gelernt — was hab ich mich seiner angenommen! — aber er hat noch Viel zu lernen. — Ihre Erck, die bei mir war, wird denn nun auch noch in dieser Woche gastiren. Ich erwarte wenig: die Erck's sind lustige aber leere Berliner Pflänzchen. — An neuen Stücken Mangel. Gomanski's (wohl nach dem französ. Jockey-Clubb gefertigte) Georgine Sandmann ist ausgepfiffen worden; die französ. Dingerchen sind unbedeutend, ein Stündchen in der Schule ist durchgefallen. — Hamburg ist das Eldorado der Uebersetzungen und national geschlechtslosen Grellheiten. Wir machen nur noch was mit deutschen Stücken. Ich hab das Theater wieder mal sehr satt, weil überall kein vollständig Theater. Berlin ohne Chevalier, Heldenvater, Heldin, graziös- leichtsinnige Liebhaberin — wo soll da Reiz und Geist herauskommen? Wien im Morast alter Censur.

Dabei ist doch die große Auflage der Karlsschüler vergriffen, ein Zeichen wo die Stoffe liegen und daß

Gemüth zu dem Ragout gehört. — Benutzen Sie den eben erscheinenden Briefwechsel Schillers mit Körner zu kleinen Auszügen. Auch mein „Paris 1847“ — Beilage der Allgemeinen Zeitung Juli — kann Ihnen in No. IX und X Auszüge bieten über französ. Schauspiel. — Grüßen Sie Schirges. Frl. Assing, Ihnen sehr zugethan, grüßt und denkt bald in Hamburg zu sein. Grüß Sie Gott und lassen Sie bald ein Paar Worte von sich hören.

Ihr

Laube.

Leipzig, d. 28. August 47.

Ich behalte es im Auge, lieber Wehl, Ihnen bis zu Ende Oktobers einen Artikel zurecht zu machen. Eine feste Verpflichtung übernehme ich freilich nicht, ich bin sehr unjournalistisch geworden, ja lese sogar nur noch selten Journale, und Sie sind auch im Irrthume, wenn Sie Beiträge von namhaften Personen für besonders wirksam oder gar unerläßlich halten. Frische Artikel, Bedürfnisse des Augenblicks nackt enthüllend, sind einem Journale wie dem Ihrigen viel zuträglicher.

Anbei wieder das Leipziger Repertoir. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, die Theater-Chronik

vorzunehmen, so haben Sie ganz dasselbe Resultat. Die Erck, welche nun engagirt ist, bestätigt unser Vorurtheil. Es ist kein Geist, keine größere Welt in ihr, wenn sie auch mehr Talent hat, als ich dachte, und bei Rollen höherer Bedeutung ist sie und sind wir verloren. Diese Geistlosigkeit und persönliche Bedeutungslosigkeit deutscher Schauspieler — und besonders der jüngeren — bringt Einen zur Verzweiflung. So sind unsere hiesigen Damen geradezu tödtlich für jedes Stück poetischen Sinns. Dazu hat der zopfige Stadtrath — wie's scheint reif wie 1830 durch Mattigkeit und Unfähigkeit mit einer veränderten Zeit Schritt zu halten — einen kleinen Zuschuß für's Stadttheater, welchen die Stadtverordneten sogar, die berufenen Sparer, vorgeschlagen, perückenhaft abgelehnt. Diese Städte, Ihr Hamburg ganz einbegriffen, welchen die Zukunft von selbst in den Schooß fällt, wissen nichts damit anzufangen. Auf die Hoftheater schimpfen, ja das lassen sie geschehen, aber der große Beitrag für Kunstinstitute, welchen das Fürstenthum gewährt, scheint ihnen gar nicht nöthig. Am engen Censurstile der Hoftheater erst und nun am verschlossenen Säckel der Städte geht das deutsche Theater zu Grunde.

Was sie in Dresden auf den Gutzkow schimpfen, das ist mir gar noch nicht vorgekommen, es ist geradezu

ein Schrei. Und er ist gewiß nicht so schuldig als man ihn darstellen will.

Das Weimarsche Theater will sich nun auch, auf Andringen des Erbgroßherzogs, regeneriren, und als Fahne dafür wollen sie die Saison mit den Karlsschülern anfangen. Sie haben mich eingeladen, das Stück vorzulesen und dann eine Leseprobe davon zu halten. Stadt und Etat sind nur zu klein, um Oper und Schauspiel zu halten, sie müßten wie Oldenburg die Oper streichen — und immer noch fehlt das Publikum. Wir haben diese Täuschung mit Oldenburg erlebt durch die Trompetenstöße der Stahr und Gall. Bei näherem Zusehn hat sich das Winkelchen als ein lebloses, phrasenhaftes erwiesen. „Sie wollen nichts mehr als Tasso sehn!“ hieß es einmal, und das war die rechte Höhe der Leblosigkeit. Stahr's Buch über Italien soll übrigens instruktiv, Willkomm's (italienische Nächte) von einer nicht gewöhnlichen Langweiligkeit sein. Er paßt also für die Europa, welche er jetzt bei einer Abwesenheit Kühne's redigirt. Sie wissen, daß man hier mit der Europa in Leipzig sagt: „es kühnet mich“, um die Talentlosigkeit und Langeweile auszudrücken, die man darin pflegt; nun kommt gar der Europamüde hinzu. — Robert Heller ist schwer erkrankt. Sonst ist es hier still mit Literatur geworden: das Eisenbahnnetz zieht sie, glaub' ich, aus-

einander. — In den neuesten Monatsblättern der Allgemeinen Ztg. finden sie den Schluß von meinem „Paris 1847“, und eine Zusammenkunft mit Sue darin wird Ihnen für's Feuilleton dienen können. In den Noo. VIII. IX. X. (ich glaube im Juni) des französ. Theaters, der Rachel, Bouffé' u. s. w. u. s. w. war viel Stoff für Sie. Schlagen Sie's doch einmal nach.

Eben kommt Dessoir hier durch, den H. v. Küstner um jeden Preis nicht hat engagiren wollen. Es ist um des Teufels zu werden. — Die Weimarsche Situation interessirt Dessoir so, daß er mit hinüber will, um vielleicht den Schiller das erste Mal da zu spielen, wo er noch vor 40 Jahren gewandelt. — Der König ist hier zur Versöhnung mit Leipzig. Im Theater gab man zum Empfange „Ihr Bild“ und „Eine Frau, die sich zum Fenster hinausstürzt“, zwei kleine Uebersetzungen auf Zudringen derselben Häupter des Stadtraths bei der Wahl des Königs — von denen ich oben gesprochen. Schmidt hatte wenigstens doch Undine vorgeschlagen. Ist das nicht ächt deutsch? Der Bogen ist zu Ende, Ade! Grüßen Sie vielmals Fräulein Assing, die mir sehr lieb und angenehm hier gewesen, und Schirges und Wille wenn sie ihn kennen, und seien Sie munter, Sie sind jung. Ich

habe körperlich einen schlechten Sommer und beneide Sie um lustige Nerven. Ihr

Laube.

Ich bin ein paar Tage wieder in Weimar gewesen, um die letzten Proben der Karlsschüler zu leiten, welche dann dort — mit Dessoir, der ein sehr einfacher, sinniger, hundert unbekannte Details zur Geltung bringender Schiller war — fabelhaften Erfolg gehabt. Das Interessante daran, was es zum Ereigniß machte, war das politische Moment: der Großherzog hat das Theater dem Erbgroßherzog überlassen und dieser, ein ganz aufgeklärter, durch Frankreich und England gereister Mann, will die lebende Literatur und das strenge Schauspiel zu Ehren bringen. Dafür galten die Karlsschüler als Fahne, die denn auch mit Haut und Haar — ohne den kleinsten Strich! — gegeben und von dem dies wohl fassenden Publikum mit Jubel empfangen wurden. Er hat in seinem Kammerherrn — von Ziegesar — einen neuen Intendanten eingesetzt, der „ganz oder gar nicht“ zur Devise genommen. Während der Großherzog, neben welchem das erste Mal der Oldenburger Herr, das zweite Mal der Prinz von Preußen und der Kronprinz von Baiern saßen — letzterer schien sich königlich zu erfreuen —, mit dem Haupte schüttelte,

applaudirte der Erbgroßherzog auf's Lebhafteste, und Publicus, nach der Zukunft blickend, immer ärger. — Jetzt wird man auch zum ersten Male — wörtlich zum ersten Male! in Weimar — Cabale und Liebe geben. Kurz, es ist wieder ein Theater erobert.

Hier ist Meßtheater. Grobes Zeug. Der sehr rohe Lumpensammler und ein roher und talentloser Friedrich mit der gebissenen Wange, welcher ohne Messe nicht möglich wäre. Uebrigens ist Meßpublicus lebhafter und eigensinniger als sonst, was wohl mit der Zeit zusammen hängt. Das Billet von der Birch hab ich mit großem Vergnügen gelesen. Es ist von sehr schönem Talent, wenn es auch auf der Bühne, der es an Schauspielern gebricht, — in Berlin gar nicht zu geben, wo man nur einen Liebhaber hat! — kein besonderes Glück machen sollte, weil es einen Mißgriff enthält: der Herzensträger ist bös gerathen. Aber die Kritik ist anspeiungswürdig. In der hiesigen Allgemeinen wird das Stück behandelt wie Hinko und gerissen wie diese Kategorie, und ist doch von einer ganz andern, ganz guten Kategorie, die ihr kaum einer nachschreibt. Unkenntniß und lallende Frechheit ohne Gleichen! Was soll nun ein Talent dazu sagen, wenn ihm das Bessere so unverständig mißhandelt wird! Wär's nun ein Wunder, wenn sie zu Hinko umkehrte, der doch einen Theil des Publikums hat?

Deinhardstein sind die Karlsschüler, die er censirt hat, zu Kopf gestiegen und er hat einen Goethe und Carl August scenirt, der denn nun auch statt jener auf der Burg gegeben wird. Wird keinen leichten Stand haben. — Für die Louise Neumann hat die Birch Auerbach's Professorin dramatisirt — das sind die Bissen, mit denen sich Dietrichstein fristet.

Seien sie munter, genießen Sie Ihre Jugend und fragen den Teufel nach unserer würdigen Weisheit.

Mit besten Grüßen

Ihr

Lpzg., 6. Febr. 47. Laube.

Leipzig, d. 6. Novbr. 47.

In Berlin sollte mein Struensee jetzt sein, es ist aber das neue Stück der Birch „Dorf und Stadt" nach Auerbach vorgesetzt worden. Die Unzelmann, welche wir unbeschreiblich vermissen, ist in Verzweiflung in Berlin, weil sie vor lauter Birchschen Stücken nichts zu thun kriegt. Was nützt nun diesem Theater der bloßen Routine eine wirklich geistvolle Schauspielerin! In Dresden gefallen auf einmal alle Stücke seit Emil Devrient wieder da ist. — Die Thüringschen Hauptstädte kommen vielleicht zu einem guten

Theater: ich habe vor einigen Monaten vorgeschlagen, Weimar und Gotha sollte sich vereinigen, Weimar nur das Schauspiel, Gotha mit dem selbst componirenden Herzog nur die Oper stellen. Die Eisenbahn verbindet sie in Erfurt, wo wöchentlich einmal gespielt werden könnte und ein moderner Thespiswagen ist hier angebracht. Der Herzog von Gotha soll sich schon bereit erklärt haben: es liegt in Weimars Händen.

Hier begraben sie eben mit großer Feierlichkeit Mendelssohn — nur formell. Die Leiche wird morgen per Extrapost nach Berlin gebracht. Das Theater hat Unglück mit ihm: die Musiker bewegen Schmidt, heut (Sonntag) nicht zu spielen, und das regt natürtürlich ein Heer von Widersachern auf — wie viel Menschen können nur Sonntags in's Theater gehn! — und Mittags muß er anschlagen: Auf Befehl der Obrigkeit wird heute gegeben: Renés Tochter und Der Vetter! Das erfährt der Zehnte erst zu spät und das Resultat wird ein leeres Haus.

Gott behüte Sie und denken Sie an Schreibung von Theaterstücken.

Ihr

Laube.

Leipzig, d. 11. März 48.

Was hab' ich Ihnen Alles schreiben und schicken wollen, lieber Freund! Der hereinbrechende Sturm hat Alles über den Haufen geweht. Meine eignen Interessen hab ich vergessen oder wenigstens hintangesetzt, um für die vaterländischen mein Scherflein beizutragen. Und da ich für die speciellen Landesinteressen Alles in Thätigkeit sah, so hab ich mich und meine Feder vorzugsweise der Gestaltung eines Gesammtstaates gewidmet. Wollen Sie mir nachgehen, so finden Sie in der Deutschen Allgemeinen Zeitung No. 68. 70. 72 zusammenhängende Artikel über „was ist geschehn“ — „was steht bevor?“ — „was ist zu thun“, welche darauf hinausgehn: es muß aufgeräumt werden mit den alten Formen, soweit sie einem wirklich lebendigen Gesammtstaate hinderlich sind, und es muß sogleich ein Deutschland regierendes Parlament errichtet werden. Für Letzteres die Mittel und Wege des unmittelbaren Anfangs und die Wege für dauernde Constituirung anzugeben, war mein hauptsächliches Bestreben. Praktische, sofortige Vorschläge, damit wir aus den Redensarten heraus zu Thaten kommen. Ueber die Vorschläge uns nun zu einigen, denn Süddeutschland hat so eben deren auch gebracht, will ich nun in der Augsburger Allgemeinen weiter zu wirken suchen.

So Viel in Eile. Wir sind alle leidlich wohl und in großer Aufregung. Mit besten Grüßen

Ihr

Laube.

Leipzig, 27. März 48.

Ich bin eben im Begriffe nach Frankfurt zu reisen, darum nur zwei Worte, lieber Freund. Gleichzeitig schreibe ich an Baison, daß ich gegen die Aufführung des Prinzen Friedrich nur noch die Bemerkung geltend mache: die Aufführung dürfte nicht gerade in einem Zeitpunkte statt finden, wo die Hohenzollern so übel in der öffentlichen Meinung erschienen wie in den letzten Wochen. Das wäre ein sehr schlimmer Schlagschatten für das Stück. Berathen Sie dabei Baison; Sie werden ja die Stimmung Hamburgs in diesem Punkte kennen.

Ihre Aufgabe, Freund, in diesem Augenblicke scheint mir zu sein, daß Sie die Reorganisirung der Theater auf nationalen und literarischen Grundsätzen fordern. Die Staaten und die Städte sollen des Geistes und der Kunst kundige Führer an die Spitze stellen und sollen aus Staats- und Stadtmitteln die Institute sicher stellen vor Handwerksgetriebe. Dies Thema ist weit und sichert Ihrem Blatte einen

specifischen Charakter. Ohne solchen sind die belletristischen Blätter jetzt verloren. Tausend Grüße!

Ihr

Laube.

Wien, d. 4. Decbr. 49.

Ich bin arg in ihrer Schuld, lieber Freund, mit einer Antwort von Anno Revolution und Parlament. Wie oft hab ich sie vorgehabt! Der Drang der Umstände vereitelte sie immer wieder. Jetzt kommt wieder literarische Zeit für mich und ich kann alten Freunden wieder gesammelt die Hand drücken. Aus meinem dreibändigen „ersten deutschen Parlament" werden Sie gesehen haben oder sehen, wie tief ich anderswo interessirt war.

Und wie steht es mit Ihnen? Bleiben Sie in Hamburg? Oder in Berlin? Oder wollen Sie hierher kommen? Gesellschaft, literarisches Interesse, Theatersinn in hohem Grade ist hier wohl zu finden. Ich glaube auch, Sie könnten sich in einem Feuilleton einen Wochenplatz bilden für Ihre anmuthigen und den Zweck der Sache suchenden Besprechungen des Theaters. Dabei wächst in Ruhe Ihr producirendes Talent, an welchem Sie nicht so verzweifeln müssen

wie Sie thun nach einer Mittheilung an Louise Neumann, von der sie mir kürzlich erzählt hat.

Ueberlegen Sie das, und sagen Sie mir ein paar Worte nach Leipzig, wo ich zwischen dem 12. bis 26. December zu sein gedenke. Ob ich hier eintrete, wird in den nächsten Tagen entschieden. Wenn nicht, dann geh' auch ich freilich nicht hierher. Am Ende dieser Zeilen werd' ich Ihnen ein Ja oder Nein darüber mittheilen.

Auf die neuen Stücke von Putlitz bin ich sehr neugierig, und ich freue mich außerordentlich, daß er so tapfer bei der producirenden Stange bleibt. Wenn Sie die Birch sehen, so sagen Sie ihr, daß ich ihr nächstens schreiben würde. Ihre besseren Stücke behalte ich gewiß im Auge, sie soll mich nur nicht hetzen. Mit zu großer Beflissenheit würde ihr nur selbst geschadet. Die ganze Kritik ist furchtbar gegen sie, und — die bessere Gesellschaft, welche hier wirklich Publicum des Burgtheaters, bis auf einen gewissen Grad ebenfalls. Ein vierter Act in der Villette, der unmöglich, schadet hier mehr noch als irgend eine Recension. Ihr Mazarin z. B. ist drei Acte lang wieder gut gemacht, aber ohne höhere Weihe, in Allem äußerlich, frappirend, verschwindend. Bei alle dem möcht' ich dem großen Talente so viel als möglich Genugthuung verschaffen und habe erst darauf hin

wieder ihren Francis Jonston gelesen, um ihn mir möglich zu machen. Auch darin macht dreiste Aeußerlichkeit in den Motiven das Gelingen hier sehr zweifelhaft. Ihr „Im Walde“ geht hier gar nicht. Das Billet will ich nächster Tage darauf ansehn. — Können sie ihr von diesen Gesichtspunkten etwas sagen, so nützen Sie vielleicht.

Leipzig, d. 3. Januar 1850.

Ist liegen geblieben! Ich habe unterdeß die Stellung am Burgtheater einmal abgelehnt, weil sie mir nicht gut genug ausgerüstet vorgelegt wurde, und habe nun die verbesserte als artistischer Director angenommen. Den 20. d. M. ungefähr geh ich hin mit meiner Frau. Sie sollten sich dort an der Theater-Zeitung oder in einem Feuilleton eine Stellung machen. Sagen Sie mir darüber ein Wort und schicken Sie mir Manuscript von sich und Putlitz, wenn Ihr was Passendes habt.

Unter guten Wünschen für Ihr Wohl

Ihr

Laube.

Wien, 14. März 1850.

Sie sind ein rechter Hypochonder, lieber Wehl! Klagen und klagen, während Sie in Ihrer künstlerischen Ausbildung täglich vorwärts schreiten und einem erwünschten Ziele täglich viel näher rücken, als dieser und jener sich glücklich dünkende Fips. Haben Sie eine Vorstellung von Dem was auf meinen Schultern liegt, und wie schwer ich dazu komme, einen anderen als einen kurzen Geschäftsbrief zu schreiben?! Gerade auf die Nachsicht der Freunde muß ich jetzt sündigen. Die Gleichgültigen und Widersacher kann ich nicht warten lassen.

Ihre Arbeiten hab' ich deshalb nicht vernachlässigt. Hölderlin hab ich zur Aufführung bestimmt, sobald Wagner für die Hölderlin-Rolle da ist. Ohne ihn ist es weggeworfen. Helfen Sie treiben, daß er komme. Und kommen Sie selbst. Die Tante aus Schwaben — deren fertige Mache mich überrascht hat als sehr erwünschtes Resultat Ihrer Uebung — wollte ich ebenfalls geben bis mir Haitzinger's sagten, daß sie's zu einer besonderen Vorstellung am Vorstadt-Theater bestimmt. Dadurch wird es nach hiesigen Begriffen für die Burg sehr entwerthet. Ihren Richter (Schultheiß) von Zalamea hab ich mit Halm gewogen und gewogen, und bin hierüber noch zu keinem Resultat gekommen. Der

Stoff, um eine Nothzucht sich bewegend, ist hier furchtbar gefährlich. Gerade weil man im Süden frivoler, ist man im ersten Theater doppelt empfindlich und lehnt sich gegen jedes Verfängliche mit größerer Prüderie auf als irgendwo.

Dazu Prosa und Trochäen! Das geht hier den Ohren, die musikalisch sind, schwer ein. Trochäen sind, nach Einführung des Jambus, sehr mißlich, und Verse sind überhaupt nicht Ihre Sache, lieber Wehl, der Sie zur Prosa eine ausgesprochene Anlage haben. Dies Stück fordert also reifliche Ueberlegung, zumal bekannt ist, daß eine Bearbeitung von Immermann vorhanden. Fragen Sie doch einmal die Gräfin Ahlefeldt darnach. Sie soll auch eine Bearbeitung für die Bühne des „Trauerspiels in Tirol" haben. Diese führe ich sogleich auf, wenn sie mir selbige schickt.

Ich lechze nach besonderen großen Stücken. Dies Jahr ist in der Production ein völliges Mißjahr, und ich habe deshalb, und weil ich erst in Jahr und Tag ein Personal-Ensemble beisammen haben kann, einen furchtbar schweren Stand, welchen die Winkelpresse bereits so unredlich wie möglich geißelt. Die große Presse hält mich, das gute Publicum vertraut mir treu und dankbar, das große Publicum strömt herzu, ich kann also, trotz der furchtbaren Last und

Arbeit — denn ich setze Alles selbst in Scene — zufrieden sein. Ob's aber der Körper aushält, weiß ich noch nicht. Seit zwei Monaten hab ich „Faust" (ganz neu), Sickingen, Königslieutenant, Zerbrochne Krug, Verwunschene Prinz (sämmtlich hier neu) — Mirandolina, Jugend Heinrichs V., Minna von Barnhelm (neu in Scene gesetzt) gebracht. Morgen beginnt drei Tage lang die Wallenstein-Trilogie, zwei Tage darauf folgt ein den Abend füllendes neues Lustspiel und gleich nach dem Feste soll ein neues Trauerspiel folgen. Sobald aber Wagner kommt, der ganz neue „Julius Cäsar". Ermessen Sie, was das heißt! Freund, ich beneide Sie um Ihre ruhige Muße-Zeit — und ich habe nicht einmal pecuniären Vortheil von meinem Opfer. Beklagen Sie mich statt sich.

Von Herzen Ihr

Laube.

Ihre sanft ausgedrückten Vorwürfe, lieber Freund, sind alle wohlberechtigt. Und doch treffen sie mich nicht. Das heißt: nicht meine Gesinnung für Sie; nicht einmal meine Thätigkeit. Wie Sie sagen müssen: meine mangelnde Thätigkeit. Ich bin aufmerksam all Ihren Sachen gefolgt; ich hab' alle gelesen, und manche wieder gelesen. Ihre Bearbeitung des Cid

z. B. mit großem Interesse und lebhafter Anerkennung, schmerzlich bedauernd, daß dieser Inhalt jetzt nicht mehr lebendig genug sei für die Ansprüche, welche man hier mitbringt an ein neues Stück. Davon haben Sie keine Vorstellung! Es ist ein Staats-Ereigniß und entscheidet über einen Autor. Hölderlin hab ich immer wieder angesehn, ob er in Ihrem Interesse nicht doch zu wagen sei. Ich hab ihn zu dem Ende erst kürzlich Anschütz zu lesen gegeben. „Man läßt ihn", antwortete er mir, „als einen einaktigen Schatten des Tasso durchfallen!" — Nur aus solchen Gründen, Freund, hab ich keins Ihrer zum Theil recht hübschen Stückchen gebracht. Sie halten den übertriebenen Anforderungen hier an neue Sachen nicht Stand. Mit Putlitz sind Sie im Irrthume; ich habe auch den aus gleichem Grunde nicht gebracht. Weder „Eine Frau, die zu sich selbst kommt", die ich bis zur Leseprobe getrieben, und da, des Durchfalls sicher, ad acta gelegt habe, noch „Seine Frau", deren Interesse zersplittert ist.

Kennten Sie das unbeschreiblich Schwierige meiner Stellung, (ein Fremder, von Allen beneidet und verläumdet und still oder laut angegriffen) und wüßten Sie, was für mich der ausbleibende Erfolg einer Neuigkeit bedeutet, Sie würden nicht nur nicht schelten, sondern auch nicht zürnen.

Durch große klassische Stücke allein habe ich meine Stellung begründet und durch sie allein halt' ich sie. Bitterlich leid' ich darunter, daß ich so viel abweisen muß — denn die todten Klassiker danken mir nicht! — aber ich kann nicht anders. Von kleinen Stücken hab ich Ihnen übrigens nicht gesagt, daß ich sie verbannen möchte, sondern nur, daß ich sie sehr schwer verwerthen kann, wenn sie nicht gerade mitten in's Schwarze treffen. Man besucht vorzugsweise größere Stücke.

Auch über Ihre übrigen Freunde täuscht Sie Ihre Hypochondrie. Mit der Neumann, Holtei u. s. w., u. s. w. sprech ich oft von Ihnen und immer mit lebhafter Zuneigung. Wir haben mit Warrens zehnmal in Ihrem Interesse gesprochen. Der weit Abwesende erhält nur eben dadurch leicht Unrecht, daß er im entscheidenden Augenblicke nicht gleich zur Hand ist. Bei diesen großen Journalen geht es so: so lange die Lücke nicht groß ist, namentlich für Feuilleton, zögert der Chef, sich in Vorhinein zu verpflichten, und klafft sie, dann nimmt er das Nächste.

Augenblicklich also übernehmen Sie dort ein Journal. Schreiben Sie mir doch, ob Ihnen die Position dauernd wünschenswerth, oder ob Sie doch, wenn hier sich eine fände, hier eintreten möchten. Einige Correspondenten werde ich Ihnen besorgen.

Neulich haben Sie mir wieder die Wilhelmi empfohlen. Ich respectire Ihre Treue; aber die Manierirtheit der Dame ist mir so schwer im Gedächtniß, daß ich mir Ihre Empfehlung nur habe notiren können — zu gelegentlicher Berichtigung meines Urtheils, wenn ich das nächste Mal nach Dresden komme. Auch die Fuhr, welche Zeilen von Ihnen brachte, ist doch fast nur hübsch. Ich behalte sie indeß im Auge. — Wenn Sie dortige Theaterkritiken schreiben, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, falls Sie mir dieselben „sous bande“ schicken möchten. Sie interessiren mich Ihrer Ehrlichkeit und Ihrer natürlich graziösen Fassung wegen. So läse ich gern etwas, von Ihnen über Baumeister.

Ade! Und entrunzeln Sie sich mir. Ich eile in's Theater, um Ihnen von der Neumann Grüße zu holen. Wenn ich selten schreibe, so bedenken Sie, daß ich vom Aufstehen früh bis Nachts halb Zwei ununterbrochen arbeiten muß.

Ich sehne mich wie nach dem Paradies nach der Muße und Freiheit eines bloßen Schriftstellers zurück. Und Sie, Thörichter, klagen darüber. Von Herzen

Ihr

Wien, 27./11. 1850. Laube.
Abends.

Wien, 13. Jänner 61.

Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen, Freund, und danke Ihnen für all die Nachsicht, welche Sie mir seit langer Zeit getreulich schenken. Glauben Sie mir: ich spreche und fühle das wahrhaft und seit langer Zeit. Ich brauche Ihnen gegenüber wohl nicht beizusetzen, daß ich nicht „journalistische“ Nachsicht meine, sondern die, welche mir Ihr persönliches Wohlwollen gewährt. Es ist dies bei mir unverändert gegenseitig gewesen, und es hat mir immer peinliche Schmerzen gemacht, daß ich als Theater-Director noch immer nichts für Sie habe thun können. Ich athmete ordentlich auf, als ich damals Ihre „glühende Kohle“ einreichen konnte, und es lag wahrlich nicht an mir, daß sie dennoch nicht herauszubringen war. Deshalb erschrak ich völlig, als Ihre Hermannsschlacht kam, denn ich wußte beim bloßen Titel, daß ich wieder unfreundlich gegen Sie erscheinen müsse. Sie können sich denken, daß der Arrangeur des Käthchens, der Schroffensteiner, des Krugs die Hermannsschlacht zehnmal vorgehabt hatte, und nur deshalb nicht daran gegangen war, weil er die Aufführung hier für unmöglich gehalten. Nicht der Censur wegen. Das Stück ist nicht Stück genug für ein wirkliches Theaterpublicum. Die patriotische Beziehung — keineswegs

verachtet — nützt im Burgtheater nicht eine Spanne weit für die Lebensfähigkeit eines Stücks. Die ansprechende Composition, das Kunstwerk will man zu Anfang und zu Ende. Alles Andere fällt ab wie Laub im Herbste, wenn es am Schlusse des Abends heißt: es ist kein voll ansprechendes Schauspiel. Bei den meisten Bühnen genügt eine Vorstellung. Das kleine Publicum ist dankbar, eine Neuigkeit zu sehn. Hier aber, wo das ganze große Publicum dies Theater als seine Domaine höherer Unterhaltung betrachtet, gilt jede neue Vorstellung, die nicht vollständig wirkt, für einen Mißgriff, und alle Welt spricht über Nichts als über den Fehler, Zeit und Kräfte verschwendet sehn zu müssen. Dazu in neuerer Zeit der Widerwille gegen Alles was mit Griechen und Römern zusammenhängt! „Wieder nackte Beine!“ schreit man. Gegenwart will man, und was ihr nicht angehört, muß außerordentlich sein. Wenn irgendwo, so ist hier das Bedürfniß, das lebendige Leben und nicht das künstliche im Theater haben zu wollen. Das Theater ist deshalb auch hier lebensvoller als irgendwo, und das Publicum dafür nirgends so geschlossen und doch so groß als hier. Literarisches Experimentiren ist hier geradezu unmöglich.

Wie geschickt und patriotisch wirksam ich nun auch Ihre Bearbeitung der Hermannsschlacht finden mochte

— ich habe sie am Tage der Ankunft hier gelesen — ich mußte verzichten. Ihnen das wieder schreiben zu sollen, hat mich lange gepeinigt — da kommt Ihr Brief.

In der Zwischenzeit hab ich obenein die Erfahrung mit dem Prinzen von Homburg gemacht, den ich mit großer Anstrengung durchgesetzt. Alle wirklichen Fehler der Krankhaftigkeit, welche man draußen immer verschweigt, weil man à tout prix literarisch erscheinen will und nicht zahlreiche Wiederholungen des Stückes braucht, werden hier schonungslos von dem sehr geschulten Theaterpublicum aufgedeckt, und ich muß froh sein, wenn ich den Prinzen im Repertoir dergestalt erhalte, daß ich ihn wie alles Werthvolle im Jahre einmal bringen kann. Wie könnte ich daran denken, darauf die Hermannsschlacht zu setzen!

Ihre „Schaubühne" halt' ich natürlich und lese ich regelmäßig. Ihre Franzosenfresserei erheitert uns oft. Ich bin im Princip auch dafür: zunächst und zuerst und so lange als möglich Einheimisches. Aber wenn es fehlt, langweilig werden? O nein. Es ist übrigens sehr unwahr, daß wir Demimonde u. dergl. gäben. Es kommt nur das Reinste und Beste dran. Die zwei ersten Akte des „père prodigue" z. B. gehören zum Besten der dramatischen Literatur und daran Studien zu machen, ist viel ersprießlicher für deutsche Kunst

als Stücke wie Heinrich von Schwerin und ähnliche aufzuführen. Graf Hiob ferner ist deutscher, als manches deutsche Stück. Glauben Sie mir: ich gehe viel gewissenhafter und überlegender an mein Repertoir — dem keins in Europa zu vergleichen ist, wie stolz dies klingt — als der oberflächliche Zuschauer ahnt. Herzlich haben wir uns (meine Frau und ich) Ihrer Verheirathung gefreut. Grüßen Sie unbekannter Weise Ihre Frau. Hoffentlich seh' ich Sie den Sommer.

Herzlich Ihr

Laube.

Leipzig, 29./3. 70.

Mein lieber, alter Freund! Ich habe sogleich Ihren Wunsch in Betreff Herzfelds zu realisiren gesucht. Ein paar Stunden vorher war aber Werther von Mannheim eingetroffen, und hatte mit ihm abgeschlossen.

Ob Sie dabei viel verlieren ist eine schwere Frage. Was er unter mir hier geleistet — und früher war er nichts werth — das hat er lediglich dem unablässigen und trefflichen Einstudiren des Strakosch zu verdanken. Sobald das fehlt, wird er wie ein Eierkuchen zusammenfallen.

Es kommt mir jetzt eine ganze Schaar junger Liebhaber unter die Loupe. Wenn Sie's wollen, unterrichte ich Sie, welchen Sie probiren sollen. Wie's scheint haben Sie Keller aus Bremen nicht engagirt. Könnte er hier Wallenstein spielen?

Ich freue mich sehr Ihrer erworbenen Stellung, und bitte Sie, mich für alles Mögliche in Anspruch zu nehmen. Mein Herz ist Ihnen immer zugethan gewesen. Arbeiten Sie für das arme deutsche Theater, Sie sind jünger als ich. Ich werde wohl bald ausscheiden. Die Erfahrung hier (der Mangel eines großen Publicums und die unglaubliche Verhetzung durch einen neidischen Fachgenossen wie Gottschall, der veralteter Theaterästhetik angehört, und nur seine Interessen, nicht aber die des Theaters im Auge hat, so daß er vom ersten Tage an meine Bestrebungen verlästert hat) haben mich degoutirt, und ich frage mich: wozu in alten Tagen noch so viel Aerger aufladen! Leider will mich die Stadt nicht loslassen, und ich sehe mit Grauen, daß ich fortarbeiten muß.

In Eile, aber mit treuer herzlicher Gesinnung

Ihr

Laube.

Mein theurer Freund, ich bin für morgen nicht frei und muß daher auf die Einladung Verzicht leisten.

Essen Sie dagegen am Dienstag um 2 Uhr mit mir in meinem Hotel. Ich hoffe, Sie revanchiren sich nicht und kommen. Nicht?

Es zieht mich zu Küstnern nichts. Der Mann ist so geplagt, daß ihm ein wegfallender Besuch Wohlthat ist. Ich habe unter seiner Direktion mit dem berliner Theater in keinem Rapport gestanden, mein „weißes Blatt“ muß ihm sogar einen schlechten Begriff von meiner Verwendbarkeit für die deutsche Bühne beigebracht haben: mir ist in Bühnenbeziehungen nur wohl, wenn ich gerade auf irgend einem praktischen Vorwurf fußen kann. Als Richard Savage vor 4 Jahren, Patkul vor 3 Jahren am Theater neu waren, wußt' ich mich im Schauspielhause heimisch. Vielleicht schreib' ich einmal ein Stück, was wie Zopf und Schwert und Pugatscheff, keine Anstände findet und gefällt, dann will ich mich, wenn ich hier bin, in einer Region blicken lassen, wo ich diesmal nur als ein verflogener Vogel erscheinen würde.

Sie kommen doch Dienstag! Und dann müssen wir auch einmal ganz allein und einsam verkehren.

Freundschaftlich

Ihr

Berlin, d. 31. März 44. Gutzkow.

Seien Sie versichert, lieber Wehl, ich nütze der deutschen Bühne und „Kunst“ mehr, daß ich einen gewissen Stolz gegen Intendanten geltend mache, als wenn ich zu Herrn v. K. liefe, mir, wie er allen thun soll, die Ohren voll reden ließe von schönen Dingen, die ich nicht sehe, von wundervollen Versprechungen, die nie eintreffen und dann düpirt wie alle anderen, abreiste! Dies ganz entre nous! Ich habe mir im Stillen meine Erfahrungen gesammelt und weiß, daß ich grade auf diesem wichtigen Terrain durch mein Verfahren der guten Sache mehr nütze, als wenn ich mich, wie es den Meisten geht, in eine Sackgasse hinein, der Berliner würde sagen, in den Bullenwinkel hinein beschwatzen ließe, und mit dem Zugeständniß abreiste: Herr v. K. hat seit 2 Jahren hier nichts wirken können, weil er das Opfer der Umstände ist.

Carissime, ich bin ordentlich glücklich, eine zwingende Gelegenheit zu haben, mich aus der Lethargie meiner freundschaftlichen Gefühle für Sie aufraffen und Ihnen schreiben zu müssen. Gott, was müssen wir Briefe schreiben, um uns jenes geistige Paris zu bauen, jene Centralisation, die wir nicht sehen, jenes Wolkenkukkuksheim, das unsere geistige Metropole ist! In Paris giebt man sich Rendezvous im Theater,

im Café, im Restaurant, wenn man sich lange nicht gesehen hat; wir müssen Briefe schreiben! Uf! heißt es in der Comödie. Briefe, Briefe — schrecklich!

Ein Stück von Ihnen hatt' ich in Clara Mundt. Die so viel besprochene Vereinigung fand hier in Frankfurt wirklich statt: Nachts um 11 Uhr im Pariser Hof. Mundt war bei mir, ich erfuhr's erst am Abend um 10 und lief gleich zu ihm, wo wir gemüthlich plauderten. Den Morgen drauf reiste er leider gleich ab.

„Alter schützt vor Thorheit nicht" hat hier gefallen, wie verdient. Das Stück hat mich durch seinen graziösen Dialog mächtig angezogen. Ständ' ich einer Bühne so nahe, wie es mein Wunsch und Streben ist, gleich gäb' ich es zur Darstellung. Rousseau, der Hofrath, hat sich gerächt. Repressalien statt Kritik werden Sie so lange erleben, als Sie selbst kritisiren. Ich bin's überdrüssig geworden und habe meine kritische Feder einstweilen ausgesprützt.

Diese Zeilen bringt Ihnen Baison, ein tüchtiger, geschmackvoller, gebildeter Schauspieler. Seine Kenntnisse, seine Liebe zur Kunst, seine Achtung vor der Literatur werden Sie an Seydelmann erinnern. Prüfen Sie selbst!

Ich habe Küstnern meinen Pugatscheff geschickt, mit dem Bemerken, daß es seiner würdig wäre, von dem

Privilegium der Selbstcensur hier Gebrauch zu machen und das Stück zu geben, ohne anzufragen. Hinhorchen, anfragen, ist das Verbot selbst. Küstner hat ein theures Kleinod, die Selbstcensur, in Händen. Er darf es nicht leichtsinnig opfern, darf nicht Kammerdiener sein. Wenn er ein Stück giebt, muthvoll, ohne anzufragen, so kann es ihm später wohl einen Rüffel eintragen, aber grade Gleichgültigkeit gegen die schiefen Gesichter der Obern würde diese Gesichter gradziehen und ihm Hochachtung verschaffen statt Orden, und vielleicht Orden dazu.

Grüßen Sie Ihren braven Onkel und Karl Beck! Wie ist's mit der Rheinreise? Zur Einweihung der Goethestatue am 28. Aug. seid Ihr feierlich geladen!

Herzlich und immerdar traurig

Ihr

Gutzkow.

Frankfurt a. M., d. 11. July 44.

Wie es zu geschehen pflegt, lieber Freund, wenn man lang und schön schreiben will, kommt man gar nicht dazu.

Das Goethefest, dabei viel andere drückende Verpflichtungen, auch die trübe halskitzelnde Stimmung des Hängemonats November, alles das kommt zusammen, daß ich mich zu einer gesunden Arbeit nicht

sammeln kann. In Berlin mag ich mit leichter Waare nicht auftreten. Die Thatsachen dort sind so drückend, die Celebritäten so vornehm, daß ich ohne Honorar Ihnen etwas schicken würde, wenn ich nur etwas Vortreffliches hätte. Ich habe aber nichts und komme nicht zur rechten Sammlung.

Könnten Sie denn den König von Preußen nicht veranlassen, sich an Nicolaus dafür, daß er Zopf und Schwert aufführen ließ, dadurch zu rächen, daß er nun den Pugatscheff losläßt? In Berlin würde das Stück verstanden werden. So ganz von der Nabelschnur meiner Mutterstadt losgeschnitten zu sein, thut mir doch weh. Für Herrn von Küstner ist die ganze dramatische Produktion, scheint es, unnütz, seit er die Birch-Pfeiffer hat, dies Weib, das früher nur auf der Königstadt hausen durfte.

Grüßen Sie Mundt auf's Freundlichste! Auch Ludmilla Assing, wenn Sie ihr begegnen.

Herzlich und treu bin ich

Ihr

Gutzkow.

Frankfurt a/M., d. 4. Novbr. 44.

Lieber Freund, wenn Sie mir nicht mit Recht auf mein langes Nichtbeantworten Ihrer Sendung

vom 3. Febr. zürnten, würden Sie mir sicher nach dem erfreulichen Erfolge des Urbild auch einige Zeilen geschrieben haben. Mundt, der sich in der Angelegenheit meines Stückes mit einer, mich fast beschämenden Liebenswürdigkeit benommen hat, Mundt hat mir den guten Erfolg berichtet. Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm, daß er bald von mir einen Brief erhalten wird.

Die Wespen, die ich mit Vergnügen gelesen habe, summen in meinem Arbeitszimmer immerfort herum und brummen: Gib dem Wehl etwas in sein elegantes Taubenstraßenboudoir, auf diese zierlichen Tische etwas, wo man nichts anfassen, nichts verunordnen darf. Auch Herrmann von Siebeneichen, der in einer Stadt spielt, wo ich vor zwei Jahren durchreisend mit dem Eilwagen einen solchen Durst bekam, daß ich im Dunkeln für ein Glas Zuckerwasser acht Groschen Courant sardinischer Münze gezahlt habe, auch Herrmann von 7Eichen droht mich mit seinem Hünenschwert zu erschlagen, wenn ich nicht Anstalt mache, nicht nur zu schreiben, sondern auch Etwas zu schreiben.

Heute, junger Mann, ist mein 34ster Geburtstag. Mit den edelsten Vorsätzen bin ich aufgewacht; aufgestanden, hab' ich die Glückwünsche meiner drei Jungen in wohlklingenden Versen entgegengenommen und zum Kaffee statt Semmel Kuchen gegessen. Ach, ich fühlte

heute mehr denn je, daß ich Unrecht gegen Sie habe. Warum bin ich 34 Jahre alt! Warum so träg, so faul, so zäh, so aufsatzmüde, so beitragunlustig, so journalblasirt! Früher, in Deinen Jahren, Jüngling, was war das für ein Pläukeln, Scharmützeln, Correspondenzeln u. dgl. m. Ich habe mich journalistisch erschöpft. Was ich anfange, leg' ich mir breit zurecht, immer mit großem Anlaufe; man wird so, wenn man 34 Jahre alt wird.

Nun liegen aber auch Berge auf mir, theuerster Freund! Ich werde sie nächstens abschütteln und Sie sollen davon binnen einigen Wochen selbst einige Schichten erhalten. Mit einem Worte, wenn die Wespen nicht eingehen und eingegangen sind in der Zeit, wo die wirklichen Wespen kommen, dann schick' ich Ihnen einen Reisebrief oder Aehnliches. Jetzt komm' ich zu keiner Sammlung, um vor dem hochachtbaren Berliner Publikum, Schelling, Tieck, Friedrich Wilhelm u. dgl. m. (solche Leser denk' ich mir immer, wenn ich für Berlin etwas schreibe) aufzutreten. Warum blieben Sie nicht in Ruppin! An einem Ruppiner Blatt arbeit' ich gleich mit.

Das wissen Sie doch, daß Ihr „Alter schützt vor Thorheit nicht" hier zur Vorstellung fertig war und dann — als unsittlich!! — von unserer bornirten Censur verboten wurde.

Ich grüße Sie nun herzlich und bitte Sie in freundlichem Andenken zu behalten

Ihren

Frankfurt, 17. März 45. Gutzkow.

An Herren Werner meinen besten Dank. Sein trefflicher Bericht in der Spenerschen Zeitung hat in Berlin für mein und meiner Stücke dortiges Schicksal das Eis gebrochen.

Lieber Freund!

Mit meiner Gewissenhaftigkeit und meinem worthaltenden Correspondenzeifer ist nichts mehr anzufangen. Ich vernachlässige die intimsten Beziehungen. Einen Schreiber, der mir das Briefschreiben abnähme, hab' ich nicht und Ihnen möcht' ich doch selbst schreiben. Aber ich bin immer auf der Jagd, jagend und gejagt, und sagen Sie, soll ich nicht auch so egoistisch sein die freien Augenblicke manchmal benutzen, um etwas Gescheutes zu arbeiten?

Die Repertoire sollte Ihnen meine Frau schicken: eines war fertig, da fehlten die Vorstellungen auf dem Link'schen Bade. Bis die nachgetragen waren, war schon wieder der August abgelaufen. Nun ist September vorüber! Die Abendzeitung bringt kein Repertoir mehr; ich muß also doch an die Ueberſicht denken und will nächstens meinen Fehler gut machen.

Sie sind nun in Hamburg und haben wohl daran gethan, meinen Verführungen nicht Gehör zu geben. Hier ist's langweilig! Hamburg ist für einen „einzelnen Herrn" unbezahlbar! Oft, wenn ich Garçongelüste bekomme, sehn' ich mich gewaltig dorthin; aber Sie wissen, wie ich an der Kette liege.

Ihr Feuilleton giebt dem alternden Telegraphen junges Leben. Strecken Sie sich nur recht behaglich in dem ganzen Blatte aus, treiben Sie Communisterei, Proletariat u. dgl. hinaus; daran, an dem Jammer um die Handwerker, wohlgemeinten, aber nicht ästhetischen Dingen, ist dies ästhetische Blatt zu Grunde gegangen. Handwerker konnten nicht 8 Thaler für ein Blatt zahlen.

Sie haben über Dresden geschrieben, über mich und böse Dinge von mir gesagt: mein Humor ist Ihnen doch nicht aufgegangen. Was Sie mein Mißtrauen nennen, ist mehr humoristische Conjekturalkritik! Ich suche gern Motive, um mich zu unterhalten, und in die Welt und Menschen einen Sinn, einen Zusammenhang zu bringen, nicht um mir das Dasein zu verderben. Meine Aeußerungen über die Berg hätten Sie verschweigen sollen, so etwas setzt böses Blut.

Meine Stellung zum Theater hab' ich nicht gekündigt, sie wird also noch 2¼ Jahre dauern. Bis dahin kann ich etwas Zusammenhängendes geleistet,

böswillige, systematisch nergelnde Opposition durch Ausdauer überwunden haben und dann thu' ich entweder gar nichts mehr à la Tieck, oder trete ab. Wie mit einem Zauberschlage hab' ich kürzlich meine ganze hiesige Stellung auf einen verklärten Standpunkt gebracht, durch meine Bearbeitung und Einstudirung des Coriolan von Shakespeare. 8 Proben brachten einen majestätischen Abend hervor! Von dem muß ich eine Zeitlang zehren, bis eine neue Leuchtkugel kommt. Beim Theater verpufft Alles rasch, das wissen Sie!

Wullenweber ist im ersten Entwurf fertig. Jetzt kommt die Ueberarbeitung.

Dann hörte ich, daß Sie noch außer dem Telegr. auch die Bühne bedächten, und etwas in dem Genre brächten, das Ihnen am meisten zuzusagen scheint, im idyllisch-naiven.

Grüßen Sie Schirges, den fleißigen Arbeiter im Weinberge des Herrn, der ach, ach, gewiß viel saure Trauben erntet! Geh' es ihm wohl und gut! Es schwebt ein Unstern über seinem ganzen Leben und er ist mit so wenig Glück schon zufrieden. Geb' ihm das der Himmel!

In 14 Tagen wird wohl Therese nach Hamburg zurückkehren. Das wird Ihnen eine werthe Anknüpfung sein und bleiben. Fanny Lewald wird 4 Wochen bei

ihr wohnen, um sich gründlich wegen der Diogena mit ihr auszusöhnen.

Schreiben Sie bald einmal und bleiben Sie zugethan

Ihrem aufrichtigen

Dresden, d. 1. Okt. 47. Gutzkow.

Lieber Freund!

Glauben Sie doch nicht Alles, was man Ihnen so von mir erzählt; auch nicht das, was Sie sich selber über mich auspunktiert haben. Ihre tiefsinnige Erklärung meines Wesens: Ich dächte mir immer die schlechtesten Motive, hält doch wohl nicht überall Stich.

Aber das ist eine Eigenschaft von mir, daß ich von meinen eigenen Sachen nichts halte und so soll's mir lieb sein, wenn Wullenweber nicht geradezu durchfällt. Das Stück ist zu weitschichtig und bedarf einer rapiden Darstellung, die es vielleicht in Hamburg nicht findet. Hier soll's am 1. Januar sein. Baison ist außerordentlich zuvorkommend und freundlich. Es gewährt mir eine große Genugthuung, daß nach Allem, was zwischen ihm und mir vorgefallen ist, er doch mit der Zeit auf das Resultat kommen wird, daß ich bei allem, was an mir nicht ganz vollkommen sein

mag, für Freundschaft und dauernde Lebensbeziehung doch eine breitere Basis biete, als all das Gelichter, das ihn in Hamburg heute umschmeichelt, morgen verrathen hat. Je mehr Baison zur Ruhe kommen wird, je mehr er in den Menschen, die ihm im Leben begegneten, Weizen von Spreu gesondert haben wird, desto traulicher und geläuterter wird ihm auch die Erinnerung an mich werden; denn wir haben beide viel im Leben durchgemacht und wenn wir uns zu heftig erzürnten, so war's, weil wir uns zu nahe standen und wirkliche Freunde waren. Und doch würd' ich, wenn ich nach Hamburg käme, zagen, ihm wieder zu begegnen, weil es zu schmerzlich ist, sich des vollen Ausbruches einer ungezügelten Leidenschaftlichkeit, die uns trennte, erinnern zu müssen. Daß ihm seine Stellung viel Noth macht, glaub' ich wohl. Schade ists, daß ihn die Umstände zwingen, von der Oper mehr sein Heil zu erwarten, als vom Schauspiel.

Immerdar Ihr

Dresden, 9. Dez. 47. Gutzkow.

Ein Brief an Freunde!

Im ersten, mich überwältigenden Schmerz um den Verlust meiner lieben Amalie war mir's nicht

möglich, allen denen, die sie kannten und an unserm Lebensschicksal Theil nahmen, die Anzeige ihres plötzlichen Todes zu machen. Wie im Traum kam mir dies schmerzliche Begebniß in Berlin. Ich besorgte, niedergeschmettert von der unerwarteten Himmelsfügung, die Bestattung, kehrte mit den Kindern und den Eltern Amaliens nach Dresden zurück und hoffte auf einer nach Wien fortgesetzten Reise Zerstreuung und Linderung meiner Stimmung zu finden. In Breslau änderte ich dies Vorhaben und befinde mich jetzt in dem noch unbesuchten Bade Warmbrunn, wo ich die übrige Zeit meines Urlaubs, fern von den mir im Augenblicke fast fremd gewordenen Händeln der Welt, in Einsamkeit zuzubringen gedenke, und nun auch den Freunden den Bericht, den ich ihnen schuldig bin, niederschreibe.

Vom 3ten März bis 24ten Juni hab' ich einen Urlaub, dessen Benutzung theils zur Erholung von meinen Dresdener Berufspflichten, theils zur Ausarbeitung einiger Pläne, für die ich in Dresden keine Zeit fand, mir und meiner Frau nothwendig schien. Den Plan nach Paris zu gehen, gab ich auf und wollte um so mehr eine Zeitlang in Berlin bleiben, als die Ereignisse grade dort in überraschendster Weise zum Ausbruch kamen und Jeden, der nicht längst parthei- und gesinnungsscheu geworden, zur Antheil-

nahme aufforderten. Amalie und mein jüngster Knabe Emil hatten mich dorthin begleitet. Sie wohnten bei meiner Schwester, während ich, des beschränkten Raumes wegen, in einem Hôtel blieb. Von den Folgen einer sehr gefährlichen frühzeitigen Entbindung im Winter schien meine Frau vollkommen hergestellt. Sie liebte Berlin und freute sich dort zu sein. Wir ließen unsere beiden ältesten Knaben zu Dresden in guter Hut und machten die Reise nach Berlin in der Hoffnung, Amalie würde sich dort anregen, unterhalten und so lange bleiben, bis ihre Mutter von Frankfurt sie in Dresden besuchen sollte, wohin Amalie nach einigen Wochen zurückkehren wollte, während ich nach Wien zu gehen beschloß. Kaum jedoch in Berlin angekommen, erkrankte Emil mit so bedenklichen Anzeichen eines gefährlichen Zustandes, daß Amalie in der Pflege des Kindes sich abängstigte und darüber ihr ohnehin geschwächtes Nervensystem bedeutend aufreizte. Der Ausbruch der Berliner Unruhen steigerte diese nervöse Spannung. Unser Kind lag krank im Bett, während draußen die Kanonen donnerten. Amalie, mit ihrer lebhaften süddeutschen politischen Empfänglichkeit, die den Freunden bekannt ist, gerieth in eine Exaltation, die nur einen Anlaß zu finden brauchte, um fast selbst auf die Barrikaden zu treten! Sie schrieb eine feurige Beschreibung des Kampfes an die

Ihrigen in Frankfurt. Sie ist in mehre Zeitungen übergegangen. Weil ich wußte, daß alle Beweise eines ausbrechenden Ringens der Völker um ihre Freiheit sie glücklich machten, unterließ ich nicht, sie in der lebhaftesten Theilnahme und Kenntniß von dem, was täglich geschah, zu unterhalten. Ich ahnte nicht, daß das, was ihr Wonne und Freude war, den still sich entwickelnden Todeskeim nähren sollte. Die heiße Witterung der letzten Märztage verführte zu leichter Kleidung. Sie ließ warme Hüllen fort, an die ihr seit dem Winter kränkelnder Körper gewöhnt war, und empfand bald eine Lähmung der Glieder, eine Mattigkeit, die sich so steigerte, daß sie am Tag vor dem fünften April, wo sie nach Dresden zurückkehren wollte, um den Empfang ihrer Mutter vorzubereiten, sich krank erklärte und in's Bett legte. Wir fürchteten nichts, als erst eine leichte Erkältung, aber schon am ersten Tage, wo wir die Thätigkeit der Haut zu befördern suchten und sie noch nicht einmal einen Arzt zu haben verlangte, sagte sie: „Ich stehe nicht wieder auf." Zu dem Arzte Dr. Kouer, hatte sie alles Vertrauen, weigerte sich aber, Arzneien zu nehmen. Sie verlangte, daß die inzwischen in Dresden eingetroffene Mutter nach Berlin herüber kam. Am achten Tage stellten sich die Symptome des Nervenfiebers (Abdominaltyphus) ein. Der zweite herbei-

gerufene Arzt, Dr. Barez, gab wenig Hoffnung. Während sie anscheinend fortdauernd in einer brütenden Betäubung lag, war ihr Geist doch immer rege und bewußt. Sie sprach mit schwacher Stimme, aber bestimmt und zusammenhängend, meist aber nur in Beziehung auf ihren Tod. Ich bedaure, daß die Aerzte verboten hatten auf diesen Gedanken einzugehen, es that ihr so wohl, Anordnungen über das, was nach ihrem Ende geschehen sollte, zu treffen. Einige Tage lang nahmen ihre Gebehrden, obgleich sie bis dahin völlig bewußt schien und vernünftig sprach, den Character des Irrsinns an, krampfhafte Bewegungen des Kinnes und der Hände boten einen herzzerreißenden Anblick. In einem solchen Anfall verlangte sie mit Heftigkeit nach den Kindern. Ich ließ die beiden ältesten von Dresden kommen. Am grünen Donnerstage stellten sich die heftigsten Schmerzen im Unterleibe ein. Am Charfreitage fühlte sie sich leichter. Ihre letzten Worte zu mir waren; „Sind die Kinder da?" Als ich dies bejahte, verfiel sie in ein leises Stöhnen. Thränen entquollen dem Auge nicht mehr. Dem Läuten der Charfreitagsglocken folgte sie mit ernster, feierlicher Aufmerksamkeit. Als ich sie um sechs Uhr in einem tiefen, durch Opium beförderten Schlafe antraf, glaubt' ich, die Krisis der Besserung träte ein; aber es war der Todesschlaf, sie hatte sich zu

einer bequemen Lage im Bett zurechtgelegt und blieb in ihr unverändert bis halb zwei Uhr in der Nacht, wo sie sanft und still entschlafen war.

Es würde meinem Herzen einen wohlthuenden Trost gewähren, wenn ich alle einzelnen Aeußerungen Amaliens auf ihrem Sterbelager wiedererzählen sollte. Sie gedachte des Nächsten und Entferntesten. Sie bereitete sich zum Tode, den sie nie gescheut hatte, mit einem weihevollen feierlichen Ernste vor. Ich will von mir nicht reden, nicht von meinem Schmerze, das Unerwartete, Plötzliche so siebzehn Tage lang sich in seinem ganzen Jammer entwickeln zu sehen, nicht von den peinigenden Gedanken: Warum? und Wären wir, — Hätten wir — (die Betrachtung der Umstände, durch die ein solches Schicksal vielleicht hätte können vermieden werden, ist etwas Furchtbares und reibt die Ueberlebenden selbst auf); es war mir nur Bedürfniß, den entfernten Freunden mit einigen wenigen Zügen die letzten Lebensumstände der Entschlafenen zu schildern und ihnen zu erklären, wie aus heiterem Himmel ein plötzlicher Schlag so niederfallen konnte. Das tiefere Weh, das an mir nagt, kann ich Niemanden aufschließen. Die zwölfjährige Ehe mit einem Manne, den das Leben viel bewegt und umtreibt, kann nicht immer Freuden geboten haben. Ich fühle das mit so bitterer Wehmuth, daß ich mich selbst durch die

stummen Küsse, mit denen sie in ihren letzten Stunden ihren Trauring bedeckte und ihn mit dankbar verklärten Blicken gen Himmel empor hielt, als wollte sie sagen: Dieser Bund hat mich glücklich gemacht! nicht trösten kann. Wir hatten uns durch Zufall gefunden. Wir waren zwei verschieden organisirte Naturen, die in ihrer ersten jugendlichen Characterentfaltung nicht immer mit gleicher Uebereinstimmung handelten. Ich hatte, ich will nicht sagen, zu erziehen, ich hatte eine andersgeartete Natur der meinigen zu assimiliren. An schönen und anhaltenden Sonnenblicken fehlte es nicht, aber auch nicht an Verstimmungen und Entfremdungen. Und doch wandten sich die Naturen fast geschwisterlich immer wieder herzlicher und enger zu einander. In ihren letzten Lebensjahren, als mich die Sorge um eine fester zu begründende Zukunft von Frankfurt trieb, blühte Alles mächtig an ihr auf, das Temperament bekam gleichmäßigere Stimmung, der scharfe und immer treffend urtheilende Verstand eine sichere Fassung, ihr ganzes Wesen wurde bewußter und durchgeistigter. Ihre Liebe war immer selbstlos gewesen. Weibliche Freundschaft, wenn ihr deren Quelle rein und lauter schien, gönnte sie mir im reichsten Maaße. Kleinliche und eifersüchtige Beschlagnahme meiner Empfindungen und übrigen Lebensbeziehungen war ihr fern. Sie wußte mich als ein Freies und Ganzes zu nehmen,

dem die Ehe keine beengende Fessel, sondern nur eine bequeme Lebensform sein sollte. Und grade deshalb fühl' ich mich mit meinen Kindern vereinsamter, grade deshalb ist der plötzliche Abbruch einer so zum Schönen, Guten und Glücklichen hingewandten Entwickelung in mir die Quelle einer unsäglichen Rührung und einer Trostlosigkeit, die über die Anklage der Grausamkeit des Schicksals nicht hinaus kommt. Die gewöhnlichen Trostgründe: Es war Bestimmung oder: Wohl dem, der schläft! wirken nicht auf mich. Das Leben ist das einzig Sichere, was wir als Form, um Edles und Schönes zu fördern, kennen. Das Leben ist die einzige mögliche Verwirklichung unserer uns bewußten göttlichen Bestimmung. Deshalb beklag' ich die, die um ihr Recht am Leben so früh und plötzlich betrogen werden, und kenne keine andere Ergebung in den Rathschluß des Geschickes, als eine murrende, gezwungene und tief sich unglücklich fühlende.

Es war mir Bedürfniß, allen denen, die mich in meiner Häuslichkeit kannten, nahen Freunden, entfernten Theilnehmenden, diese Mittheilung zu machen. Jedem sie einzeln zu schreiben war ich nicht im Stande. Deshalb hab' ich sie in einigen Exemplaren drucken lassen, bitte aber, sie Andern vorzuenthalten. Die Welt ist jetzt so reichlich mit sich beschäftigt,

daß der, den eine höhere Hand bei Seite führt und eine geheimnißvolle Stimme anruft: Gott hat mit dir allein zu sprechen! nicht verstanden wird.

Warmbrunn, den 18. Mai 1848.

K. Gutzkow.

Lieber Freund, ich hätte gern gehabt, Sie hätten mir in diesen merkwürdigen Zeiten einmal etwas aus Berlin geschrieben. Wenn alles auf einen Ort gespannt ist, zeigt man gern etwas, was man von dorther empfangen hat. Wenn einmal nächstens in Berlin etwas Bedeutendes sich ereignen sollte, so bitt' ich, schreiben Sie mir. Das Interesse, das ich an meiner Vaterstadt nehme, ist zu lebhaft.

Ihre Stücke kann ich in dieser Theatersaison nicht mehr befördern. Wir haben Ehrenhalber König Johann gegeben, geben noch den standhaften Prinzen und müssen die übrige Zeit mit Novitäten ausfüllen. Lassen Sie mir also das Urtheil über Ihre Bearbeitungen für die Zeit offen, wo wir Vorbereitungen über neue Unternehmungen der Art zu treffen haben. Da wir nur eine brauchbare Liebhaberin haben, so sind wir ohnehin sehr genirt. Sie wissen wahrscheinlich schon, daß vom 1. April die Wilhelmi die Unsrige sein wird?

Herrn von Küstner sagen Sie nur, der Grund,

warum ich ihm Ottfried noch nicht geschickt hätte, läge eben nur in der eigenthümlichen Spannung, die nun einmal zwischen uns nicht enden will. Ich weiß, daß er meinen Interessen viel zu wenig entgegen kommt, als daß ich ihm ein neues Stück, eh' es nicht anderwärts im Credit gesichert ist, zuschicken könnte. Die Schmeichler und Schmarotzer der Mad. Birch-Pfeiffer bilden jenes Lesecomité, dem es ein eignes Vergnügen zu gewähren scheint, meinen Stücken, wenn möglich, ein Dementi zu geben. So hab' ich vor einem Jahre erleben müssen, daß ich hier auf dem Theater erfuhr, Mad. Birch hätte hierher geschrieben, das Comité hätte Wullenweber verworfen. Dies erfuhr ich als etwas, was hinter meinem Rücken sich ereignete. Soll mir immer Aehnliches passieren? Ottfried hat vorläufig auf dem Thalia-Theater gefallen und erwirbt sich vielleicht in den nächsten Wochen noch durch einige andre Theater soviel Credit, daß ich es wagen kann, ihn dann der Gleichgültigkeit des Berliner Theaters vorzulegen.

Fanny Lewald werden Sie wohl gesprochen haben. Ich glaube, sie ist in ihrer Art ebenso einseitig, wie Mad. Diogena, die jetzt hier wieder lebt. Ueber Therese könnt' ich Ihnen viel sagen, wenn wir einmal allein sind. Würden Sie mir gerathen haben, sie zu heirathen? Ich glaube: nein! — —

Die äußere Welt und die innere des Herzens, beide wirbeln uns um und wir suchen vergebens nach einem Halt, der uns erlaubt, der Strömung Stand zu halten. Oft möcht' ich mich in die Strudel der That stürzen und es wagen, so zu enden wie Blum und Messenhauser endeten; oft möcht' ich in eine entlegene öde Einsamkeit flüchten und mich, unbekümmert um das, was geschieht, unter Büchern, Reflexionen und Träumereien vergraben. Bis uns dann einmal der Wirbel erfäßt und uns auf die Stelle schleudert, die unser Schicksal ist!

Geh' es Ihnen wohl, lieber Wehl!

Herzlichst Ihr

Dresden, d. 23. Nov. 48. Gutzkow.

Lieber Freund!

Ich schicke Ihnen hier 2 Exemplare des Ottfried und überlasse Ihnen, was Sie damit beginnen wollen. Wollen Sie ihn vorlesen, so empfehl' ich die große Scene des 3. Actes zwischen Gottfried und Sidonie zur besonders gesteigerten Nüancirung. Hier liegt die Handlung im Dialog. Die Scene bietet keine bloße Conversation, sondern eine successive Steigerung der Stimmungen.

Wollen Sie das andere Exemplar Küstnern geben, so thun Sie's! An Stücken wird er keinen Ueberfluß haben. Einaktige Späße sind genug da, nichts was für den Abend vorhält und die neuste Arbeit der Birch so auffallend mislungen, daß er sie schwerlich geben wird. Wir sogar, die wir durch Emil Devrient ganz und gar in der Birch leben, wissen nicht, was wir mit diesem „Francis Johnston" anfangen sollen und müssen ihn liegen lassen.

Geben Sie mir bald Nachricht über Ottfried. Es wäre vielleicht besser, Sie gäben Küstnern gleich das Buch, ohne erst die Vorlesung abzuwarten.

Mit den besten Wünschen für's neue Jahr bin ich mit alter Anhänglichkeit

Ihr

Dresden, d. 28. Dec. 48. Gutzkow.

Lieber Freund.

Ich bin Ihnen noch meinen Dank schuldig für die freundlichen Bemühungen bei Küstner. Ich schrieb ihm sogleich und benutzte zum größten Theil die von Ihnen gegebenen Winke. Er schrieb mir inzwischen einen sich mit dem meinigen kreuzenden Brief, worin er mich auf die künftige Remplaçantin der Unzelmann (Mad. Thomas?) verweist, doch antwortete ich ihm,

daß mir's an einer schnellen Aufführung läge und ich bitten müßte, die Hoppé die Sidonie und die Erck die Agathe spielen zu lassen.

Ich weiß nun nicht, ob er hierauf eingeht oder mich durch Annahme des Stückes nur hinhalten will. Der Effekt auf das Berliner Publikum kann natürlich keine lang nachhaltende Kraft ausüben; doch weiß ich aus Erfahrung, daß man elegante bürgerliche Stücke dort liebt, gesellschaftliche, scenische Arrangements u. drgl.

Die (Eduard) Devrient'sche Theaterschrift macht hier große Unruhe. Er hat zu deutlich gesagt: Ich muß Direktor werden! Wenn er gesagt hätte: Ich muß dies quâ Dramaturg, quâ geistreicher Mann, Theaterdichter, Theoretiker, so ließe man sich das gefallen, aber er sagt: Ich muß dies quâ Schauspieler werden! Das ist eine Lüge, die er nicht verbergen kann und deshalb verdient seine Schrift die entschiedenste Anfechtung. Hier ist diese Gefahr, eine Lüge siegen zu sehen, noch um so größer, als wir in Dresden an der Vergötterung gewisser Schauspieler leiden, gar keine Kritik, als höchstens eine gegen mich, haben. In Berlin würde man lachen, wenn es hieße, Schneider soll Direktor werden, hier aber zieht man das Ding in ernste Erwägung und da ist auch nicht eine Feder, die offen und frei die Gefahren schilderte, die mit der Direktion eines noch in Funktion stehenden Schau-

spielers verbunden ist. Ohnehin erleben wir nächster Tage, daß unsere radikale Kammer der Civilliste den Theaterzuschuß verweigern wird oder ein Nationaltheater verlangt, das unter die Botmäßigkeit des Ministeriums gestellt wird. Letzteres wäre gewiß gut, Lüttichau's willkürliche Verwaltung ist der Ruin der Anstalt. Ich leide bei diesen Debatten sehr. Ich habe allmälig eine so feindselige Stellung zu Lüttichau erhalten, daß ich längst abgedankt hätte, wenn ich nicht die Sorge für die Erziehung meiner Kinder hätte und mir einen Zwang auferlegen wollte, mich stabil zu machen. Dazu der Mangel einer gerechten Beurtheilung; die einzige hiesige Kritik, die Bank'sche, inspirirt von Bürck, der Beyer, Emil Devrient, kurz die Prätensionen der Schauspieler, und dabei sehen müssen, daß das ganze Geschäft wirklich schlecht geht, wissen, warum es schlecht geht und nicht die Macht haben, das Mindeste radikal zu unternehmen: das ist ein sehr kläglicher Zustand, den ich nicht lange mehr aushalte.

Sehr störend ist auch der Mangel guter Novitäten, und die, die da wären, Graf Waldemar, Ottfried z. B., kann man nicht geben, weil keine Liebhaberin neben der Bayer da ist und alle meine Bemühungen, eine zu bekommen, von der Clique und dem Chef selbst paralysirt worden sind.

Ich hätte gescheut sein sollen, den Kram an den Nagel hängen, herumreisen, im Preußischen in irgend einem Wahldistrikt tüchtig „wühlen“ und mich wählen lassen. Ich bin noch auf 3. Jahre ein „richtiger“ wählbarer Preuße.

Sie erwähnen des Verhältnisses zu Theresen. Schrieb ich Ihnen nicht schon früher, daß das das Ende eines großen, vielbändigen Romans ist. Ich fühlte eine Art von sittlicher Nothwendigkeit, nach dem Tode meiner Frau Theresen nicht mehr zu gehören, als schon seit 3 Jahren früher. Sie hatte zuviel, zuviel gethan, mir das schmerzliche Gefühl, zwischen zwei mich liebenden Wesen zu stehen, zur Hölle zu machen. So leben wir nun getrennt. Glauben Sie mir, lieber Freund, mein Herz ist oft voll Verzweiflung, immer voll Wehmuth. Die Thränen, die ich oft im Stillen weine, versteht wohl nie ein Herz, wenige werden daran glauben, daß ich eine düstere, schwermuthsvolle Innerlichkeit habe. Wie steh' ich einsam! Und doch kann ich mir in Nichts, was mich soweit führte, Unrecht geben. Wonach ich ewig strebte, war die Wahrheit! Daß ich mit Therese brach, war eine Wahrheit.

Mit den wärmsten Wünschen für Ihr Wohl sowie immer treu und aufrichtig Ihr

Dresden, d. 24. Jan. 49. Gutzkow.

Welch' einen reichen Stoff, mich theilnehmend auszuschütten, böte Baison's Tod?! Da ist auch ein Stück meines Lebens gestorben und wenn ich die Erinnerung an den leidenschaftlichen Mann und mein Zusammenleben mit ihm auch längst begraben mußte, jetzt, wo er so plötzlich starb, wacht sie nur um so lebendiger auf.

Ich wünsche Ihnen, lieber Freund, zu den Ermuthigungen Glück, die Sie durch die meist immer günstigen Erfolge Ihrer kleinen Lustspiele finden müssen. Wie ich las, sprach Caprice aus Liebe auch in Hamburg an. Die Zeitungsleserin kenn' ich noch nicht. Sie wissen, daß ich von meiner hiesigen Stellung nach der Revolution und der Generalkündigung aller Mitglieder zurücktrat. Ich leitete noch aus Gefälligkeit die Goethefeier, sonst aber gehört' ich nicht zu Denen, die nach erhaltener Kündigung neue Bedingungen anboten. Ich verlangte statt am 31. Dezember zu gehen, sofortige Entlassung und erhielt sie mit Auszahlung meiner Gage bis zum Schluß des Jahres. Ich wollte brechen. Dieser Zustand war nicht heilsam für mich. Die besten Pläne zwar nicht scheiternd, aber ohne rechte Anerkennung von Seiten einer feindseligen Kritik und bis zu ihrem Reifwerden immer auf einen Kampf mit Lüttichau's Bornirtheit und böswilligem Mißtrauen

angewiesen. Abhängen zu müssen von einer solchen aus den schlechtesten Stoffen der Aristokratie zusammengesetzten Persönlichkeit ist eine Lebensfolter. An seinem Panzer: Excellenz genannt, prallte all mein Enthusiasmus ab. Und was hatt' ich von diesem Beruf: Verlust meiner Zeit, meiner stillen, mir selbst gehörenden, grübelnden Muße und etwa 1000 ℛ︀. Diese letzte Summe werd' ich wohl vermissen, aber ich brauchte 1000 Thaler noch dazu. Wo diese hernehmen ohne Muße zum Arbeiten? Jetzt kann ich arbeiten und ich denke, ich bevestige mich wieder in meiner früheren gewohnten Produktion und betrachte diese entschwundenen 3 Jahre für eine lehrreiche Episode.

Ich arbeite gegenwärtig an einem großen Romane, der in Berlin spielt und ein Bild der Zeit geben soll. Manches Hohle und Nichtige soll da zur Sprache kommen, auch in der Kunst. Der Winter wird darauf hingehen.

Sie schreiben mir einen Gruß von Küstner. Den Königsleutenant hat er mir wie einem Anfänger zurückgeschickt. Ich erkenne daraus, wie übermüthig jene Commission ist, die sich da über die Stücke hermacht, Herrn Rötscher an der Spitze. Dieser täglich mehr sich verflachende Saalbader, der, um sich zu erheben, alles um sich her niedermäht und höchstens einen Langenschwarz gelten läßt, kann nicht ertragen, daß

andere Menschen, namentlich ich, in Theatersachen genannt werden. Aber es wird ihm doch nichts helfen! Er glaubt Andere zu vernichten und ruinirt sich selbst. Wird seine Schreiberei trotzdem, daß er jedes Wort unterstreicht und gesperrt drucken läßt, nicht immer trivialer?

Wenn Küstner den Ottfried wieder erstehen läßt, vergess' ich vielleicht die schnöde Abfertigung des Königsleutenant, den man doch bei allen Bühnen, da nur nicht angenommen hat, wo sich zufällig nur ungebildete Schauspieler finden, die kein Französisch können.

Ich bin im Begriff, einmal an Dessoir zu schreiben, ob er sich meines Acosta nicht annehmen möchte. Hendrichs spielt diese Rolle in der That unerquicklich. Auch die Stich ist sehr mittelmäßig, die Thomas wäre gewiß besser. Aber schon die Besetzung der Hauptrolle durch einen Darsteller, der nicht so sehr tastender Instinktspieler, wie Hendrichs ist, würde dem Stücke nützlich sein und der ganzen Berliner Vorstellung, die keine gelungene war, eine bessere Richtung geben.

Unsere Freundin Wilhelmi leidet sehr durch die Bank-Bürck'sche Clique. Sie gefällt sehr in allen neuen Rollen, weniger in denen, die sie der Bayer nachspielen will. Ich hoffe, daß sie meine Warnungen hört und endlich einmal nur Neues spielt. Welche

Kämpfe hat mir dies Engagement gekostet, welchen Haß von Lüttichau selbst zugezogen! Jetzt hab' ich die Satisfaktion, daß die Nothwendigkeit dieser Ergänzung unseres Personals endlich anerkannt wird.

Nun sollt' ich Ihnen noch über meine Ehe schreiben! Darüber sag' ich ganz kurz, daß ich eine gute Wahl getroffen habe. Meine Frau ist jung, recht hübsch, talentvoll und von soviel Phantasie in der Liebe, daß ich nicht nöthig habe, zu wecken, eher zu zügeln. Die Zeiten, wo ich neben meinen geordneten Lebensverhältnissen rechts und links noch nach Liebe oder wenigstens Hingebung suchte, „sind vorbei". Wären in meiner guten verstorbenen Frau nur einige Funken von dem gelegen gewesen, die in meiner jetzigen liegen, der Roman Therese wäre nie gespielt worden. Ich habe nur den einen Kummer, daß ich 38 Jahre alt bin oder doch mich durch meine Erinnerungen älter fühle, als ich meiner Kraft nach bin. Es ist ein so weites, weites Feld von Lust und Leid, das ich rückwärts übersehen kann!

Herzlich Ihr

Gutzkow.

Dresden, Dienstag d. 30ten Okt. 49.

Lieber Freund, noch aus dem alten Jahre einen Abschiedsgruß und ein Willkommen fürs neue!

Im Ganzen kann Ihnen doch das verflossene Jahr eine rechte Bereicherung Ihres Lebens erscheinen. Sie haben sich Terrain auf der Bühne gewonnen und haben erreicht, daß jede Fortsetzung Ihrer dramatischen Produktion schon an und für sich gleich von den Bühnen freundlich berücksichtigt wird. Lassen Sie jetzt nur nicht nach und geben Sie à la Putlitz rasch hinter einander Neues.

Daß Ihnen für Berlin Rötscher und Gubitz hinderlich sind, ist eine Calamität, die doch wohl nicht zu lange dauern kann, nur müssen Sie nicht auf's Friedrichs-Wilhelmst. Theater gehen. Sie wissen, wie der Berliner ist! Im Hoftheater will er seinen aparten Genuß haben. Lieber für Berlin unaufgeführt, als auf eine Nebenbühne. In Wien ist das anders.

In Betreff der Prüfungskommission haben Sie ganz Recht. Es ist ein schändlicher Mißbrauch! Rezensenten sollen recensiren, nicht censiren, Censoren censiren, nicht recensiren. Gern eröffnete ich den Kampf, wenn ich nicht die Dummheit begangen und meinen Königsleutenant eingesandt hätte. Als er refüsirt war, konnt' ich nichts mehr thun. Ich hätte sollen mit Namensunterschrift in allen Berliner Blättern erklä-

ren, ich böte der Berliner Intendanz nichts mehr an aus den und den Gründen. Nun das Stück abgewiesen ist und Spiker einen schmähenden Bericht darüber aus Frankfurt schrieb (selbst schrieb, um die Commission zu rechtfertigen!), seitdem hab' ich nichts, um operiren zu können. Leider schreib ich nun auch gegenwärtig nichts Dramatisches, werde aber im Sommer mit ganzer Sammlung etwas hoffentlich Gutes zu Stande bringen und dann beginn' ich, dieser Prüfungscommission den Fehdehandschuh hinzuwerfen und die Behörden um Auflösung einer Mißhandlung des Originalautors anzugehen.

Jetzt kann ich nichts thun, weil ich momentan als Dramatiker nicht à la hausse stehe. Meine letzten Sachen machten nicht viel Glück. Ich selbst bin des Theaters müde und will erst nach anderer Richtung hin etwas Tüchtiges leisten. Mein Roman nimmt mich bis in den Sommer in Anspruch.

Für einen Congreß kann ich auch nicht sein. Wie verschwände das in gegenwärtigen Zeitläuften? Welche Leute würden sich da mit Einem zusammenspannen! Und Sie würden erleben, daß wer grade Hoffnung hat, eben von sich in Berlin ein Stück gegeben zu sehen, z. B. Benedix sich gar nicht anschlösse und sich wohl hütete, jene Herren zu reizen, die zweimal gefährlich sind.

Wie gesagt, ich erwarte nur mein nächstes Stück und beginne dann den Kampf auf eigne Hand und nütze dann Allen.

Inzwischen ist Küstner wieder sehr zuthunlich gegen mich. Daß man dem Holbein Lauben an die Seite setzte, (richtiger freilich, daß sich Laube mit wahrer Desperation aufgedrängt hat!) macht Küstnern verlegen. Ich weiß, daß Fürst Wittgenstein nichts dagegen hätte, wenn ich in Berlin Dramaturg würde; es hängt nur von Küstnern ab, formell dafür die Initiative zu ergreifen. Wird er das thun? Werden nicht Rötscher, Gubitz, die Birch, selbst vielleicht Döring und Andere ausrufen: Alles, nur nicht den Gutzkow als Dramaturg! Und doch wär' es möglich, wenn mich die Presse unterstützte und Küstner Besorgnisse schöpfte.

Freilich würde der Umkreis meines Einflusses so eng gesteckt werden, daß ich mich doch wohl noch besinnen würde, wieder eine solche halbe Stellung einzugehen, wie die hiesige war.

Die Wilhelmi seh' ich selten. Vorgestern spielte sie wieder in Ihrer Caprice aus Liebe. Das Stück gefiel weit mehr, als beim ersten Male. Man hat viel gelacht. Im Ganzen genommen kann die W. gegen die Bürck nicht aufkommen, deren Mann alle Segel anspannt, um seine Frau oben zu erhalten.

Auch ist es schlimm, daß sie ihren Freunden es schwer macht durch vielerlei Störendes und daß ihr die Bürck eben in jener Weiblichkeit voraus ist, die Männern und Weibern gefällt. Schlimm auch, daß die W. nicht genugsam gebildet ist. Sie hat sich indessen auf neue 3 Jahre gebunden.

Lassen Sie mich bald wieder von Ihnen hören und seien Sie versichert, daß ich unverändert bin und bleibe treulichst

Ihr

Dresden, d. 30sten Dez. 49. Gutzkow.

Lieber Freund, ich lese in der gestrigen Beilage der S. A. Z. Ihre Berliner Berichte. Meine Freude, daß Brockhaus endlich vernünftig ist und mit Ihnen anknüpft, war nicht gering. Sie haben nun ein einflußreiches Organ in Händen und werden für Ihr Wirken einen neuen Reiz gewinnen, einen neuen Sporn, der Sie antreibt und Ihnen Hoffnung giebt.

Was Sie von Küstner, Rötscher und mir sagen, ist so warm, so uneigennützig, daß es in dieser Zeit allgemeiner Ichsucht, wo selbst bessere Naturen aus Verzweiflung über die Existenz nur für sich selber sorgen, Ihrem Charakter Ehre macht. Was wird diese Arbeit die Betheiligten in Harnisch bringen! Rötscher,

Gubitz, Küstner, vor Allem! Aber auch die minder Betheiligten, Gubitz junior, Spiker, die Herrschaften am Theater, und tutti quanti! Wer gönnt mir wohl eine solche Anerkennung, wenn sie möglich wäre?

Seitdem Sie Ihre Arbeit begonnen, ist Dschingiskhan durchgefallen, der Genius mit zweifelhaftem Erfolge gegeben. Rötscher's Aktien sind so gefallen, daß Küstner Angst bekommen hat, Ottfried, Urbild, Romeo und Julie ansetzt und nicht mehr weiß, wohin er sich wenden, wie retten soll! Wittgenstein hat gesagt, er hätte gegen meine Berufung nichts, Küstner solle sie nur beantragen... auch mit Ladenberg hab' ich mich in Verbindung gesetzt, eine andre einflußreiche Person, die ich nicht nennen kann, wird zu wirken versuchen und so zieht sich um Küstner etwas zusammen, daß er ein Thor ist nicht selbst die Sache in die Hand zu nehmen. Ich würde mit ihm ganz gut auskommen. Warum ist er so spröde? so mißtrauisch gegen mich? Ich habe viel Ruhe gewonnen, würde mich mit ihm verständigen und dafür, daß ich die geistige Verantwortlichkeit ganz auf meine Schultern nähme und natürlich auch die Prüfungskommission sogleich auflöste, mir nur für gewisse Initiativen die freie Hand bedingen. Die Hauptherrschaft kann er ja behalten. Es ist dies nicht wie hier bei Lüttichau, der ein Ignorant und hoffärtig war. Küstner hat Bonhomie.

Warum sollt' ich nicht mit ihm auskommen, wenn ich gegen Regie- und Prüfungscommission mich gedeckt sehe?

In spätestens 14 Tagen bin ich in Berlin zum Besuche meiner Schwester, die meine Frau kennen lernen will. Läge mir nur nicht mein Roman so schwer auf! Ich bin im 5ten Buche und habe deren 9 zu schreiben und jedes Buch ist — ein Band! Den Titel kennen Sie? „Die Ritter vom Geist“. Es ist ein Stoff, in dem 5—6 Dramen stecken. Ich mußt' einmal wieder einen ordentlichen Anlauf zum Parnaß nehmen.

Emil Devrient sagte mir, Hölderlin's Liebe wäre Ihnen so gelungen, daß er das Stück sofort zur Darstellung betreibe. Dazu wünsch' ich Glück! Da ich mich von der Qual ausruhe, drei Jahre lang von der wahnwitzigen Eitelkeit und dem bösen Willen dieses scheinbaren Freundes abhängig gewesen zu sein, und ihn selten sehe, so weiß ich nichts Näheres über diese Angelegenheit und wünsche, daß sie den besten Fortgang nehme.

Ehe ich Ihnen nicht ganz bestimmt schreibe, daß ich nun nach Berlin abreise, schreiben Sie mir noch hieher. Meine Frau freut sich, ein treues Gemüth kennen zu lernen. Frauen wissen das zu schätzen, und der Einblick in das gewöhnliche literarische Getriebe hat ihr bis jetzt wenig Freude gemacht. Sollten

wir ganz in Berlin wohnen, so würden wir es den Freunden schon bei uns behaglich machen.

Herzlich grüßend

Ihr

Dresden, 4. Febr. 50. Gutzkow.

Täglich hofft' ich, mich entschließen zu können, nach Berlin zu reisen. Ich komme nicht dazu. So muß ich einmal brieflich fragen: Wie geht es, lieber Freund? Ich lese Ihre Berliner Berichte und freue mich, Sie angeregt und anregend zu finden. Neuerdings find' ich, daß Sie öfter schreiben, als anfangs. Ich würde immer rathen: wenig, aber oft! Brockhaus scheint es so auch lieber zu haben. Fanny Lewald wird Ihnen danken. Erwähnt zu werden, ist jetzt schon dankenswerth. Sind die „Erinnerungen" wirklich lehrreich und angenehm? Wenn diese Fanny nur nicht so fürchterlich selbstzufrieden und eitel wäre!

Devrient hat mir Ihren Hölderlin nicht zu lesen gegeben. Ist er gedruckt, so schicken Sie ihn ja! Da ich jetzt nicht mehr um die dramatische Produktion Aller mich zu kümmern habe, so kann ich die Leistung des Einzelnen theilnehmender in mich aufnehmen.

Ich bin an meinem Roman unausgesetzt thätig. Vom 1. July an wird er successive erscheinen. Es ist Zeit, daß es damit zu Ende geht. Diese nie ruhende Arbeit ist furchtbar erschöpfend.

Für den Schutz, den Sie mir gegen die Berliner Theatermeute angedeihen ließen, muß ich Ihnen danken. Ich suchte mir durch eine Erklärung selber zu helfen, die Anschuldigung war zu listig berechnet. Ich erkannte recht den offiziellen Styl der Charlottenstraßenecke wieder; fast wörtlich hört' ich, was auch Charlotte Birch im März 1848 schon zu Emil Devrient damals gesagt hatte, dieser zu ihr, sie zur Therese u. s. w.

Von Ladenberg hab' ich sozusagen eine bestimmte Zusage, daß von dem Tage an, wo er den längst gewünschten Einfluß auf die Berliner Theaterzustände gewinnt, meine Unterstützung von ihm wird in Anspruch genommen werden. Er theilt meine ganze Ansicht über die Unhaltbarkeit dieser Verfassung.

Küstner straft mich durch totale Vernachlässigung meiner Stücke. Da er es aber nicht ganz verderben will, hat er Shakespeares Was Ihr wollt nach meiner Einrichtung angenommen. Ich lese, daß man sie geben wird und hoffe, daß Besetzung und weitere Befolgung meinen Vorschriften angemessen sind. Wenn man eine solche Bearbeitung nicht selbst einstudirt,

ist es doch nur halbes Werk. Man muß selbst dabei sein, seine Ideen aussprechen, den Ton sogar, in dem man sich das Ganze gehalten denkt, angeben und endlich auch noch auf den Proben modifiziren, kürzen, ändern können. Hier ist das Stück an Frau Bürck's Eitelkeit, die Viola, Cäsario, Sebastian zusammen zu spielen so gut wie gescheitert, die Lobhudler in dem Neuen und Alten Dresdener Journal mögen sagen, was sie wollen.

Besuchen Sie uns auf einige Wochen! Das Wetter ist schön, Dresden gefällt mir erst, seitdem ich nicht mehr mit dem Theater zu thun habe, nicht mehr Lüttichau's Sklave bin.

Sehen Sie Meyerbeer, so grüßen Sie ihn von mir. Aufrichtig und herzlich

Ihr

Dresden 9. April 50. Gutzkow.

Mein lieber Freund!

Den Brief, den Sie mir durch Frl. Fuhr schicken wollten, hab' ich nicht erhalten. Die Dame ist zwar durchgereist, scheint aber keine Zeit gehabt zu haben,

mich aufzusuchen. Ich hoffe, daß mir dieser Brief nicht entgeht, um so mehr, als er vielleicht in einer froheren Stimmung geschrieben ist, als Ihr letzter, der wieder in jeder Zeile Muthlosigkeit und Verstimmung verräth. Ich glaube fast, Dresden als Aufenthalt thäte Ihnen für immer Noth. Sie bedürfen solcher Anlehnungen, wie Sie sie hier gefunden haben, an die Bühne, ein gebildetes Publikum, (wenigstens ein wohlerzogenes), an Menschen, die Sie so liebhaben, wie Wilhelmi's und wir auf der Lindengasse No. 8. Ich glaubte nun, der schöne Theaterabend, den Sie hier erlebten, würde der Anfang neuer glücklicher Erfahrungen und Eindrücke werden und nun will es doch nicht gehen. Der geringe Erfolg Ihrer Dramen, neuerdings in Mannheim und Leipzig, ist schrecklich entmuthigend, aber niederschmettern ließ' ich mich nicht. Die Redaktion der „Jahreszeiten" ist doch auch ein Lichtblick. Das Blatt ist in Norddeutschland gelesen, es hat in Hamburg Einfluß. Wir wollen hier schon Sorge tragen, daß mindestens 3 Exemplare gehalten werden müssen. Ich wünschte, die Redaktion begänne schon im Oktober, nicht erst im Januar. Vielleicht bringt man es hier auf noch mehr Abnehmer. Wenigstens stehen wir dann im Rapport mit dem, was Sie in Hamburg wirken.

Prutz und Wolfsohn geben von Neujahr bei

Hinrichs in Leipzig ein „Deutsches Museum" heraus in 14 Tagesheften.

Ihre freundliche Kritik meiner Ritter las ich gestern im H. Corresp. den ich mir von der Redaktion des alten Dresd. Journals borgen mußte, weil ihn hier fast niemand hält. Ich will hoffen, daß die Fortsetzung Ihren guten Erwartungen entspricht. In der Didaskalia vom 21. d. M. sprach Lorenz Dieffenbach sehr überraschend für mich gleichfalls mit wahrhaft imposanter Anerkennung. Ich gestehe, daß ich auch zu unglücklich wäre, wenn dies Unternehmen sich nicht bahnbräche und wenigstens von den viel inhaltvolleren Bänden 3. 4. an über die Gränze der gewöhnlichen Literaturkreise hinausdränge. Aeußerlich ist freilich alles verkehrt angefaßt worden, aber Brockhaus kommt vielleicht zur Besinnung. Seine Zeitung hat sich übrigens sehr gehoben.

Morgen haben wir hier Dingelstedt's „Haus des Barneveldt". Er schreibt mir, daß Gall über die Notiz erschrocken wäre, daß er mich aufgemuntert hätte, die Gräfin Esther zu vollenden. Eine Maitressen-Tragödie! Die Stubenrauch und der König von Württemberg!

Mein kleines Töchterchen, das wir Klärchen nennen werden, gedeiht leidlich. Die Taufe ist am 9ten

Oktober. Sollt' ich nachdem noch nach Berlin kommen? Ich weiß es nicht.

Lassen Sie den Muth nicht sinken! Schreiben Sie bald wieder ein Lustspiel, das Sie im Arbeiten zuvörderst selbst erheitert. Wir stehen ja alle, lieber Freund, dem großen Chaos dieser Zeit ohnmächtig gegenüber und sehen die Menschen Fragen und Verhältnissen nachlaufen, die des Aufmerkens und dieser hastigen Neugier nicht werth sind. Wer dringt da durch? In den Zeitungen z. B. den Berlinern, welche breitspurige Süffisance über die langweiligsten Erlebnisse! Was wird da Papier bedruckt! Was Alles für wichtig genommen! Man muß das gehen lassen und sich leider Gottes jetzt bescheiden, daß man athmet und die Welt besitzt, ohne die Cholera zu kriegen oder im Zuchthause zu sitzen. Apropos: Zuchthaus. Wissen Sie, daß Tieck jede Fürsprache für Kinkel beim Könige abgelehnt hat mit folgenden authentisch verbürgten Worten: „Bah, seine Frau hat die Frechheit gehabt, mir seine Werke zu schicken! Was soll ich damit? Ein Revolutionär! Er spinnt ja nicht mehr! Er muß kopiren. Das hab' ich immer gern gethan. Copiren ist eine Erholungsarbeit." Der Mann, zu dem Tieck das gesagt hat, erzählte mir's selbst. Ich darf ihn leider nicht nennen. — Wollen Sie, Tieck betreffend, über etwas recht herzlich lachen,

so lesen Sie in Alexander Jung's Bettler vom James Park. S. 177.

Adieu, lieber Freund! Frohen Muth wünscht

Ihr

Dresden, d. 29. Sept. 50. Gutzkow.

Mein theuerer Freund!

Ich habe heute eigentlich nur die Absicht, Ihnen meinen 2ten Band zu schicken und mir ein längeres Schreiben auf ein Andermal zu versparen. Ihr „Theater" hab' ich erhalten. Es bei Brockhaus anzuzeigen, wird mir etwas schwer, da er mir bei den Differenzen, wegen deren ich aufgehört habe, ihm aus Dresden zu correspondiren, unter Anderem sagte: Ich hätte diese Berichte doch auch immer zu meinem Vortheil benutzt! (Es handelte sich um das Honorar dafür.) Schreib' ich ihm nun über meine Freunde, so triumphirt er über seine Genugthuung. Ich muß sehen, wo ich sonst der Sammlung nützen kann.

Die „Jahreszeiten" sollen nun hier in einigen Exemplaren von Neujahr an gehalten werden. Ich wünsche, daß diese Zeitschrift, die ich einmal bei ihrem

Entstehen getauft habe, wieder mehr in den Frühling, als in den Winter tritt.

Wie machen Sie denn das, zugleich in Hamburg und Berlin zu sein? Fahren Sie zu Lear und Aehnlichem nach Berlin hinüber?

Ich bin eigentlich recht verdrießlich. Ueber die Zeit, den Krieg, die beiden Gegensätze: Preußen und Oesterreich, wo man sich für keines wahrhaft begeistern kann, über die Langsamkeit, mit der mir Brockhaus mein Buch in die Welt schleppt, über die Schwierigkeiten, die sich einer Zukunft aufthürmen, die nicht in den Unsinn der Partheiung sich mit klassifiziren läßt, die Nothwendigkeit, bei Kriegszeiten doch wohl nach Berlin gehen zu müssen und da — was zu thun?

Ich komme fast gar nicht ins Theater. Das Repertoir ist elend und Niemand tadelt es. Mein Repertoir war vortrefflich und Alle schimpften.

Grüßen Sie Glaßbrenner, von dem ich höre, daß er hypochondrisch ist und verstimmt. Sagen Sie Glaßbrenner, seit er in den Märztagen über die Berliner, wie auch ich, gerührt war, ist es mit seinem Spotte nichts mehr. Ueber die Kugel im Brunnen in der Breiten Straße weinte er. Da soll er die Satyre jetzt den Kalisch's und Dohm's lassen und sich zu einer größeren Produktion, wie sein Reinecke Fuchs, wieder sammeln.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Wir sprechen oft von Ihnen und vermissen Sie. Meine Clara ist heute $1/4$ Jahr alt und gedeiht.

Treulichst Ihr

Dresden, 27. Nov. 50. Gutzkow.

Mein theurer Freund, ich versparte mir, Ihnen zu schreiben, bis auf die Fortsetzung meines Romans, dem Sie im H. Corr. so freundliche Beförderung widmeten. Ich hoffe, daß Brockhaus seinen Vortheil nun besser verfolgt und das Buch rascher erscheinen läßt. — Die erste Nummer der Jahreszeiten, die ich nun selber halte und per Post beziehe, ist eingetroffen. Ob sie weiteren Fortgang hier haben, kann ich noch nicht sagen. Die Concurrenz des sehr theuern Prutz'schen Museums ist hinderlich. O. A. Banck hat in der Sächs. Const. Ztg. die an die Stelle des N. Dr. Journals getreten ist, die Redaktionsveränderung erwähnt. — Der Abgang der Wilhelmi thut mir leid. Die Bürck scheint diese Bedingung als Lüttichau'sches Pathengeschenk für die Taufe ihres Jungen angenommen zu haben. Ohne mich konnte sich die Wilhelmi nicht befestigen und da sie eitel war, durchaus das Bürck'sche Fach spielen, nichts von Salondamen, Coketten u. s. w. wissen wollte, sondern auf Clärchen, Gretchen ꝛc.

aus war, so war es eben auch aus. — Neues, was Sie für Ihre Zeitung brauchen könnten, weiß ich wenig. Die Gräfin Hahn lernt in Mainz lateinisch, um die Kirchenväter zu studiren. Das ist thatsächlich. Sie giebt zu Ostern „Lamentationen“ heraus, in denen sie sich der Welt zum ersten Male in dem Lustre ihrer neuen Bekehrung zeigen wird. Schelten Sie mich nicht grausam, wenn Sie in meinem Roman Paulinen und Helenen d'Azimont (Band 4) so stark werden gegeißelt finden. Diese Sphäre verdient es nicht besser. Man will mich hier in der Aristokratie über meinen Roman schon steinigen. Dieser unverbesserliche Demokrat! heißt es. Gerade weil ich die vornehme Welt kenne, weil ich romantisch, ich möchte sagen Goethisch-Tieckisch gestimmt bin, gerade deshalb ist den Leuten meine Verachtung ihrer Ansichten ein solches Horreur. — Was sagen Sie zu Dingelstedt's Beförderung? Ich fürchte, er wird die ganze Verwendbarkeit der Literatur für die Bühne in Frage stellen; denn einen Blasirteren und Unfähigeren für einen solchen Posten giebt es nicht. Nur um Löwe und Gall zu ärgern, um sich vor den Eventualitäten nach dem Tode des Württembergischen Königs sicher zu stellen, wirft er sich auf diese Bahn, macht den Hofleuten in München weiß, daß die Bühne seine Aufgabe wäre und kassiert dies unverdiente Glück ein, wenn es ein Glück ist! Ich

würde diese Stellung Zahlhaas, Cornet, Anderen gönnen; aber Dingelstedt! Die Blasirtheit, Indolenz, Unfähigkeit selbst! Und das wird von der Augsb. Ztg. angerühmt, befördert, genehmigt. Die Welt steckt voller Lüge und nur dem Unwürdigen geht es gut.

Ich bin bitter, verstimmt. Wie sollt' ich auch nicht, wenn ich mir sagen muß, daß ich ewig in der Welt nicht weiter kommen werde, als meine Kräfte reichen! Seh' ich die furchtbare Steigerung meiner Bedürfnisse durch meine Kinder, so überfällt mich ein Grauen, wenn ich meine ganze Lage überdenke! Ich arbeite ohne rechte Lust, weil ich immer darin die Bedingung meiner Existenz erblicken muß. Von Lebensfreuden ist nicht mehr viel die Rede! Meine Frau muß ich für meine engen Verhältnisse erziehen und mir selbst so stimmen, wie ich sie haben muß, um darin mit ihr auszukommen. Mein Herz ist milder und weicher gestimmt, als in meinen früheren Jahren: ich füge mich in Vieles, aber daß man das muß, daß man grade nicht mehr hat, als eben nur seine Vegetation, das ist doch traurig. Der Schluß des Jahres und der Anfang des neuen regt mich zu so trüben Betrachtungen an. Geh' es Ihnen wohl!

Herzlich grüßend

Ihr

Dresden, 10. Jan. 51. Gutzkow.

Mein theurer Freund! Ihre Tröstungen lehnen sich an Thatsachen, die ich nicht läugnen kann und doch will der Unmuth nicht vorübergehen. Ich mag heute meine Litaney nicht wiederholen, aber immer freudloser wird das Leben doch, ein Kampf für die Scholle Existenz, die man einmal errungen hat, immer auf dem qui vive, wie eine Schildwache; schliefe man einmal ein, so wäre man überfallen und verloren.

In 14 Tagen schick' ich Ihnen Band 5, der unstreitig der beste aller vorangegangenen sein wird und die Tendenz, die ich habe, auf die rechte Höhe bringen wird. Brockhaus zögert länger, als meine Ungeduld ertragen kann.

Die Jahreszeiten bieten uns Abends die angenehmste Lektüre. Ihr Feuilleton ist trefflich. Daß Sie die französische Darstellungsweise angenommen haben und à la Jules Janin plaudern, mag Ihnen von vorübergehendem Nutzen sein. Die Darstellung, die Sie früher hatten, bewegte sich nicht recht rasch, sondern sie war manchmal wie ein stillstehender See. Jetzt ist es ein Fluß, aber manchmal doch zu plätschernd. Vergeben Sie mir, wenn ich wie immer etwas mäkle. Brauchen Sie die Wendungen wie „ah! Ein Stück, ein Stück, das . . . ein Stück, von dem . . . ein Stück u. s. w.“ seltener. Wie gesagt, es ist Ihrer ganzen Entwicklung nützlich, daß Sie einmal in diesen Fluß gerathen, aber so ganz Französisch ist doch auch zu viel!

Die Conferenzen gehen ihren Gang fort und ziehen allerhand Correspondenten her z. B. Oldenberg von Berlin, Falkbeer von Kiel, Heß aus Thüringen u. s. w. Schwarzenberg hat hier bei seiner ersten Anwesenheit zu Regierungsrath S. gesagt: „Ich kann aus der Geschichte nichts lernen". Hoffentlich hat er damit gemeint, daß die Stellung Oesterreichs zu Deutschland von jetzt ohne alle Analogie in der Vergangenheit ist. Er zeichnet am meisten die schöne Gräfin Voß aus, eine Schwägerin von Radowitz. Man hält diese Dame sogar schon für einen „weiblichen Diplomaten", die von Erfurt Instruktionen bekäme. In der Künstlerwelt ist bemerkenswerth, daß Rietschel jetzt an ein Standbild für Carl Maria von Weber geht, das deßhalb seine großen Schwierigkeiten hat, da, was ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erfuhr, Weber mißgestaltete Füße hatte, so auseinandergehend, wie Sie sich Stägemanns in Berlin erinnern werden.

Meine Frau grüßt bestens. Unser Clärchen gedeiht allerliebst. Ich will eine kleine Tour von 8—14 Tagen hier und dorthin machen, um mich etwas zu erholen. Ein Ausflug nach Hamburg ist zu theuer.

Mit Herzlichkeit wie immer Ihr

Heut' in Eile! Gutzkow.

Dresden, den 15. Febr. 51.

Mein theurer Freund!

In einigen Tagen schick' ich Ihnen den 5ten Band, von dem ich eine dem Ganzen nachhelfende Wirkung hoffe. Die Basis ist in den 4 ersten Bänden gelegt. Nun kommt es darauf an, darauf zu bauen und dem Gemüthe eine traulichere Ansiedelung zu gönnen. In der Vossischen stand am Sonnabend eine Kritik, von W. Alexis glaub' ich, worin viel Gutes gesagt, aber auch der ewige Refrain der mangelnden Poesie wiederholt wird. Wie wird dies Wort jetzt soviel verschwendet! Was diese Leute Poesie nennen, ist — gerade das, was ich in der ernsten Aufgabe, die ich mir stellte, vermeiden wollte. Romantik und ewig Romantik ist diesen Leuten Poesie. Ich gebe das Leben, die Wirklichkeit. Sie soll nicht nackt sein, dafür wird schon gesorgt werden. Erst hab' ich den Boden, die Wurzel, den Stengel der Pflanze gegeben, nun erst können Blätter und Blüthen kommen. Ohne das Ende zu kennen, kann man über mein Buch noch nichts Entscheidendes sagen.

Mit treuer Herzlichkeit Ihr
Dresden, 11ten März 51. Gutzkow.

Mein lieber Freund. Ich habe Ihnen sehr lange nicht geschrieben. Von Berlin aus hätt' ich es thun sollen, aber soviel Brauchbares ich Ihnen hätte melden

können, es fehlte die Sammlung. Auch war ich recht unwohl und erholte mich dort erst allmälig. Hieher vor 4 Wochen zurückgekehrt, bekam ich eine zufällige Lähmung des rechten Arms, die mich 14 Tage ganz unfähig machte, ihn zu brauchen. Seither hab' ich soviel Versäumtes nachzuholen, daß ich auch heute nur einen flüchtigen Gruß Ihnen schreiben kann und Sie bitten muß, mit meiner Briefschuld Geduld zu haben.

In Berlin fand ich Zerfahrenheit, Apathie, geistige Sterilität und die dümmste Einbildung, als käme auf das dortige Zeitungsgeschwätz über die Kammern, Manteuffel u. s. w. in dieser Welt viel an. Nebenbei rennt man dem Geschwätz über die laufende Theater-, Conzert-, Vergnügungs-Chronik nach. Der Eindruck, verbunden mit schlechtem Wetter, war so fatal, daß ich froh war, wieder in meinem sauberen Dresden zu sein. Hülsen besucht' ich, Anstandshalber. Er will die Birchpfeiffer stürzen. Leicht gesagt, womit? Er will das Publikum reformiren, das Lustspiel neu anbahnen. Als wenn es ein Lustspiel gäbe, ohne freie Auffassung der Zeit! Wie man das Lustspiel wahrhaft fördern könnte, wie man die Birchpfeiffer allein stürzen kann, weiß er nicht. Mein Wort: Sie haben zu dem Ende in Deutschland 6—7 Theaterdichter zu hegen, mit Liebe zu pflegen, ja zu protegiren, war ihm fabelhaft. Keine Protektion!

sagte er. Grade! sagte ich. Grade Protektion, Pflege, Liebe, Schutz, Wärme, damit man Lust zum Schaffen hat. Er bildet sich ein, mit Gerechtigkeit auszukommen, d. h. Stücke werden eingesandt, gelesen, geprüft, abgeurtheilt. Dummes Zeug! Ich kann darüber nicht alles so ausführen, wie ich's meine. Sie werden verstehen, was ich mir denke. Rötscher und Gubitz will er entfernen, sich aber von Tieck Namen sagen lassen, die er an ihre Stelle zu setzen hat. Tieck wird ihm vielleicht Kugler und Fritze nennen. Sind wir damit gebessert? Die Berliner Bühne ist nur zu heben durch

> einen Mann, der durch seine Verwaltung ein Blatt in der Geschichte der Kunst und Literatur zu beschreiben trachtet

nicht durch Comités, alte Regisseure, Birchpfeiffer-„abschaffen" und solche Hülfsmittel. Solche Männer giebt's wenig und ich habe die edle Dreistigkeit zu sagen, es giebt vielleicht nur drei: Laube, ich oder Eduard Devrient. Punktum.

Natürlich sagt' ich das dem Leutenant nicht, sondern erklärte ihm nur, daß sehr mittelmäßig in Berlin Comödie gespielt wird, Stavinsky und Weiß pensionirt werden müßten u. s. w. Aber davon wollte er nichts hören. Weißen hat er sich ganz in die Arme geworfen und Teichmann läuft hin und her und rühmt den

neuen Besen. Alle Journalisten halten ihr Urtheil zurück und hoffen Jeder, daß er befördert, hervorgezogen, gefeiert wird. Jeder wartet auf einen Besuch des neuen Intendanten, mindestens auf Erhaltung eines Freibillets. Alle denken so, Mundt's am allermeisten, auch Kossak und alle.

Fallmerayer's Wort über den Roman und neulich das Feuilleton der Nationalzeitung wird Ihnen Freude gemacht haben; denn ich weiß, Sie meinen es gut. Fallmerayer macht der Presse einen Vorwurf, den die Nationalzeitung wohl verstanden hat. Es ist auch zu erbärmlich, wie die Journale sich zu meinem Buch verhalten. Da ist z. B. Herr Adolf Stahr! Er schreibt über Alles; aber weil ich das Unglück habe, bei Fanny Lewald in Ungnade gefallen zu sein, huscht er über mich immer hinweg. Auch Schücking ist lässig und will erst den Bauernfürst von mir gelobt haben. So geht das in der Literatur! Elend!

In Berlin waren Mundt's sehr lieb gegen mich, besonders er. Ludmilla besucht' ich einige Male. Die Jahreszeiten zeigen der Welt an, daß Therese glücklich ist. Darüber könnt' ich Ihnen eine recht lange Betrachtung schreiben. Ich denke, ich sage sie Ihnen mündlich, wenn Sie uns besuchen. Ich denke Sie kommen bald. Adieu!

Schreiben Sie bald Ihrem

Dresden, d. 3. März 51. Gutzkow.

Lieber Freund.

David Strauß, der Verf. vom Leben Jesu, war 4—5 Tage hier und fast immer nur mit mir und Auerbach. Er hat, seit 2 Jahren in München wohnhaft, Theologie und Philosophie und Politik an den Nagel gehängt und beschäftigt sich mit Kunstgeschichte. Er kam von Venedig und Wien, wo er, wie hier, nur die Gallerien besuchte.

Wir haben jetzt viel Fremde. Die Communikation mit Wien hebt Dresden sehr.

Wenn Sie hier sind, werden Sie mich an meinem 9. Bande laborirend finden. Das wird ein schwer Stück Arbeit werden. Schon der 8. wurde mir nicht leicht. In 8 Tagen erst kann ich ihn abschütteln und nach Leipzig schicken. Das Interesse ist doch jetzt recht groß. Das Buch ist vielbegehrt, alle Welt kennt es und folgt mit Spannung. Um so abscheulicher handelt die Kritik. Bemerken Sie z. B. in der Weserzeitung; der ×× belletrist. Referent bringt über Alles Notizen, nur über dies Buch nichts. Interessant ist der Gegensatz, daß die Bibliothêque universelle de Genêve (sehen Sie Magazin für Lit. d. Auslandes ich glaube No. 49 od. 50.) das Buch vom Standpunkt des antirevolutionären Prinzips lobt, während die Nationalzeitung sagt, es wäre Pflicht der Demokratie, sich an

dies Werk zu halten; ich denke, das ist ein Beweis meiner objektiven Ruhe. Freilich mit Band 6. werden Gefahren heraufziehen. Ich glaube an ein baldiges Verbot. Doch das ja nicht sagen!

Wir grüßen Alle!

Herzlichst Ihr

Dresden, d. 12. May 51. Gutzkow.

Theurer Freund, ich komme wieder recht in meine alte Briefsaumseligkeit. Ich bin oft unpäßlich; auch beschäftigt mich die Ausarbeitung eines Buches, das schon im Februar erscheinen soll. Unter dem Titel: Aus der Knabenzeit geb' ich meine ersten Lebenseindrücke aus den Jahren 1811—1821, gleichsam den ersten Band meiner Memoiren. Ich sah nicht ein, warum ich etwas, was Andersen that, nicht auch thun konnte. Ein Beitrag zu der von Ihnen so freundlich adoptirten Lovely-Literatur soll das Buch nicht werden, noch weniger à la Dichtung und Wahrheit emphatisch von meinem Ich sprechen; ich wollte nur beweisen, daß Berlin nicht so unpoetisch ist, als man es darstellt. Für den Erzieher, den Psychologen, für das Studium der Gesellschaftswissenschaft werd' ich manches brauchbare bringen, und am Rand muß sich verstehen, daß die Darstellung eines

von Preußischen Lebensbedingungen allmälig freiwerdenden Bewußtseins der Kern dieses Buches ist, das gewissermaßen als ein Farben-Palettenrest meines Romans angesehen werden kann.

Außer dieser Schrift, die Rütten in Frankfurt a/M. verlegt, erscheint der 13te Band meiner ges. Werke, enthaltend das Wagniß eines Wiederabdrucks der Wally. Die Verleger wünschten das Geschäft zu machen und ich bin leider nicht in der Lage, eine dargebotene Summe ablehnen zu können. Eine scherzende Vorrede giebt hoffentlich über dies Unternehmen einen harmlosen Standpunkt und läßt eine neue Verfolgung des Autors oder des Buches selbst als etwas Zopfiges erscheinen.

Ich vermuthe, daß die Jahreszeiten im neuen Jahre noch bessere Fortschritte gemacht haben. Neuerdings gefiel mir recht Ihre Notiz über Laube. Allerdings geht Laube sehr zurück. Das Repertoir des Burgtheaters bringt wieder „Reue und Ersatz" und ganz wie Deinhardstein gethan, der unter der Firma „Dr. Römer" Uebersetzung auf Uebersetzung lieferte, bringt Laube sogar mit Namennennung ebensoviel Uebersetzungen. Das Arsenal der Mittel von Neueinstudirungen alter Stücke scheint erschöpft und schon lehnt er sich am liebsten an Benedix, Baumann und alles Triviale. In seinen Correspondenzen mit

Schriftstellern soll er ebenso unartig und formenlos burschikos sein, wie Dingelstedt rücksichtsvoll und zuvorkommend.

Lüttichau hat endlich nach $2^1/_2$ Jahren wieder ein Stück von mir gegeben!! Zopf und Schwert machte binnen 12 Tagen 3 volle Häuser! Nun giebt er dem Kasseninteresse nach und läßt auch Acosta wieder geben. Ich sehe zu, bezahle mein Entrée und habe keinen Antheil. Das nennt man „Ermuthigung des Dramatikers zur Produktion". Zopf und Schwert hat hier mindestens schon 6000 Thaler eingebracht, ich erhielt 55 ℛ︀. Man kann daraus eine Gleichung machen: Der Hochmuth und die Selbstgefälligkeit der deutschen Bühne verhält sich zu ihrer Berücksichtigung der Literatur wie 6000 zu 55.

Von Allen im Hause die herzlichsten Grüße und alle Liebe von

Ihrem

Dresden, d. 19. Jan. 52. Gutzkow.

Auf Ihre Ansicht von meinem Leipziger Streite bin ich gespannt. Die Journalistik wird mir nicht beistehen; denn ein Blatt ist mehr gefürchtet, als ein Mensch geliebt und geliebt bin ich nicht einmal. Seit Jahren hab' ich das System, bei konsequenten

Gehässigkeiten, die gefährlich werden können, dem Faß den Boden einzuschlagen. Ich habe davon momentanen großen Aerger, selbst Nachtheil, aber die Rechnung zwischen mir und solchem ewigen Nergeln ist gestellt. Ich konnte die ästhetische Geringschätzung der Grenzboten ertragen, aber jetzt durften sie mir nicht mit „Charakterlosigkeit“ und ähnlichen Prädikaten kommen. Ich vertheidigte mich humoristisch, sie erwiederten mit Grobheit. Wie das nun weitergehen wird, weiß ich nicht: die neueste Beurtheilung meines harmlosen und in ganz guter Laune geschriebenen Gelegenheitsstückes Der Königsleutenant — wollte Gott, wir hätten mehr solcher leichten und anspruchslosen Piècen! — drohte am Schluß in's Persönliche überzugehen, „man wüßte, ich verstände wenig Französisch!“ Welche Rohheit von diesem Euren so sehr als Gentleman gepriesenen Freytag! denn er hat diese Kritik geschrieben.

Die Leute sagen mir, was ich eigentlich nicht glauben will. Sie sagen mir: Dieser Freytag ist voller Neid und Einbildung, stachelt Schmidt und Andere zu den ewigen Angriffen auf Hebbel und mich, er würde lieber in Dresden, als in Leipzig wohnen, er war indignirt, daß man mich zum Schillerfeste citirte, daß ich und Auerbach sogleich das Prutzsche Museum unterstützten, er ärgert sich, daß Die Ritter die 2te Auflage erlebten trotz der Grenzboten, in denen

er die erste Verurtheilung schrieb — ich selbst kann mir aus persönlichen Stimmungen nicht soviel Mißgunst erklären, ich unterwerfe mich gern der Vorstellung, daß ich ihm ein unverdientes Renommée zu genießen scheine, aber so ganz preisgeben durft' ich mich nicht. Die Literatur wird Vortheil von meiner Opposition haben. Die Herren werden, um ihrem Wüthen gegen mich eine bessere Folie zu geben, von jetzt an gegen Andere besonnener und gerechter werden. Wenn sich der erste Schrecken über mein tollkühnes Wagestück gelegt haben wird, wird man gerechter urtheilen, als ich z. B. Herrn R. Heller urtheilen sehe.

Adieu, lieber Freund! Geh' es Ihnen besser, als in diesem Augenblick, auch körperlich,

Ihrem

Dresden, 4. März 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund, ich nehme von Ihnen auf längere Zeit Abschied. Ich will auf einige Monate in die Schweiz und nach Italien.

Briefe, die Sie *hieher* richten, werden mir nachgeschickt. Ihr Urtheil über das anliegende Buch hört' ich gerne. Es wird einen schweren Stand haben, da soviel des alten Neides und der alten Bosheit wieder gegen mich aus allen möglichen Löchern kriecht.

Sie deuteten in den Jahreszeiten an, ich hätte die Leipziger fordern sollen. Die Lektüre der französ. Blätter scheint Ihnen dabei die Vorstellung verdunkelt zu haben, wie nach deutschen Begriffen, das Ponsard'sche Duell, mit 35 Schritten Distanz, lächerlich ist. Ein Deutscher wird sich nicht anders, als 5 Schritt Barrière = 15 Schritt Distanz schießen. Konnten Sie mir im Ernst rathen, daß ich diesen Spektakel aufführte? Ich schreibe Ihnen im Vertrauen; wenn ich auch zu dem Entschluß einer Forderung aufwallte, so hielt mich hier Jedermann zurück, ja die Freunde verboten mir förmlich jede äußere Demonstration. Ich könnte Ihnen über einen wirklich demonstrativen Schritt, den ich that, Briefe und Thatsachen mittheilen; doch muß ich schweigen. Wen ich in der Sache anging, Niemand wollte eine Auffassung billigen, die vielleicht bei Herrn Uffo Horn Effekt gemacht hätte. Es ist noch nicht gesagt, ob ich nicht bei fortgesetzter Mißhandlung meiner Person doch zuletzt mein Leben (also nicht mit 35 Schritt Distanz) an diese Frage setze, aber vorläufig stimmt mir meine Umgebung bei, daß ein guter Genius mich bewahrt hätte. Selbst Dingelstedt schreibt: „Daß Du Mäßigung gezeigt, ist ein Glück für Dich, die Deinen und uns Alle." Und Sie, lieber Wehl, werfen mir gleichsam Feigheit vor. Das hat mich tief gekränkt. Ich war

nie feig. Ich habe drei- bis viermal Ehrenhändel gehabt, aber ich bin in meiner Lebens- und Literaturstellung verpflichtet, den Schein einer aufbrausenden und burschikosen Eitelkeit zu vermeiden.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich habe ernste Arbeiten vor und bedarf der Reise, da ich leidend bin.

Mit aller Freundschaft

Ihr

Dresden, d. 25. April 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund! Es ist lange her, daß Sie nichts von mir vernommen haben! Seit 6 Wochen bin ich von meiner Reise, die nach Belgien, Paris, der Schweiz ging, zurück. Meine Existenz zwang mich, augenblicklich die Feder zu einer Arbeit zu ergreifen. Diese Absorption, in der großen Hitze noch dazu und endend mit fortwährender Unpäßlichkeit veranlaßte mein Schweigen. Ich habe Niemandem in dieser Zeit geschrieben, die dringendsten Billette ausgenommen. Nun ich mit der gröberen Arbeit meiner Produktion — einem bürgerlichen Schauspiel aus der Gegenwart — fertig bin, drängt es mich doch, aus meiner Verborgenheit hervorzukriechen und die Wohlwollenden etwas hören zu lassen. Ihren freundlichen Brief schickte mir meine Frau nebst Kritik nach

Interlaken. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Antheil und Ihren ungeschwächten Glauben an mich. Meine Stimmung ist keine frohe. Ich bin viel leidend und habe ganz entschiedenen Kummer um meine Existenz. Sie haben in den Jahreszeiten gesagt: Ich verdiente jährlich ca. 3000 Thlr. Ach, lieber Freund, Sie haben da ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Hätten Sie es lieber nicht gethan. Ich bedarf fast soviel, aber verdienen? Erschreiben? Da sein muß fast diese Summe jährlich, um anständig zu leben, 4 Kinder zu erziehen, eine junge Frau nicht mit Mühsal zu placken und der Welt nicht den Triumph zu gönnen, daß es einem Literaten, der nicht schmeicheln, speichellecken, sich verkaufen, in den Modeton des Tages nicht einstimmen kann, pauvre geht. Aber daß sie da sein muß, daß ich sie erschreiben soll, das ist mein Elend und ich erlieg' ihm auch. Nicht, daß ich nichts zu schreiben wüßte, nein, daß ich Alles, was ich schreibe, hervorgeben muß! Daß ich nichts wegwerfen, liegen lassen, lange feilen kann! O man spricht von den großen Classikern, von Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Jean Paul! Alle hatten Existenzen, hatten Pensionen. Sie lebten der Sitte jener Zeit gemäß in kleinen Städten. Wär' ich vermögend, oder hätte nur für mich zu sorgen oder bezöge einen Gehalt, der meine Zeit nicht abkaufte, ich

wollte ganz andere Werke schaffen, meinen Gegnern ganz andere Beweise meines Könnens bieten. An ein großes Seitenstück zu meinen Rittern, einen Plan, der fertig in mir lebt, ein Werk von den großartigsten Dimensionen der Anlage, nebenbei mit der Möglichkeit, die bessern und beliebten Figuren der Ritter wieder in ihm aufzunehmen, kann ich nicht denken. Ich bedürfte einer sichern Existenz von 2 Jahren. Wo nehm' ich diese her? Vorschuß von einem Buchhändler? Dann wär' ich wieder zwei Jahre mit der Publikation und mit der Erschöpfung zu versorgen. Woher das nehmen? Kurz — Sie hatten nicht Recht, mich so mit einer Feder hinzustellen, die sich à la Alex. Dumas das Ihrige ohne viel Sorge erschreibt. Die tiefste geistige Sorge quält mich. Wie gern' legt ich manche angefangene Arbeit zurück! Wie gern beurtheilt' ich mich selbst! Kann ich das? Darf ich das?

Auch leid' ich unter dem Mangel an ästhetischer Würdigung. Diese Ansicht von Rosenkranz über meinen Roman — wie professorenhaft war sie! Wie deutlich unter dem Eindruck der Grenzboten geschrieben, gegen die Sie und Kolb in der A. A. Z. sich äußerten, sonst Niemand. Dieser klägliche Vielschreiber Stahr umgeht bei jeder Erörterung in der Nationalztg. über Romane meine Stellung, die die einzige beim Publikum wirklich faktische und durchgedrungene

ist. Lauter Fiktionen werden vorangeschickt, wenn Bücher besprochen werden, Fiktionen von dem und Jenem. Sie sehen mich in einem Zorn, der einmal losbricht und gewaltige Platzregen in die ganze Wirthschaft bringen wird. Es ist das nicht Eitelkeit oder Ruhmsucht, was mich gegen alle diese Menschen aufbringt, sondern die einfache Erwägung, daß ich in meiner Stellung pekuniär davon Nachtheil habe. Ich muß mir jeden Schritt erkämpfen, alles ertrotzen, es hilft mir nichts nach. Dem Kaufmann bildet sich ein Credit, dem Dichter ein Ruf. Credit und Ruf müssen nachhelfen. Das Schild am Laden muß sauber und rein gehalten sein und wenn man von Indigo spricht, darf man eine gute Indigofirma nicht übersehen und so in Anderem und im Geistigen auch. Doch genug davon!

Sprechen Sie Laube? Ich kann nur unzufrieden mit ihm sein. Bitte aber, davon zu schweigen.

Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Herzlich und treu Ihr

Dr., 3. Aug. 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund, auf Ihren letzten so gütigen und herzlichen Brief hätt' ich sogleich antworten sollen. Aber ich bin zu sehr in Anspruch genommen: ver-

geben Sie! Wenn Sie von meinen Unternehmungen erst von Anderen hören, so ist daran nur schuld, daß ich selber davon nicht sprechen mag. Mein Journal z. B. ist etwas ganz Anderes, als mir zunächst selbst Vergnügen machen würde. Aber — die Gesetze der Nothwendigkeit entscheiden. Ein Blatt wie Sie es andeuteten — kritisch-polemisch — würde nicht gegangen sein. Sie sehen es an Prutz D. M., das im Scheitern begriffen ist, wie ein Cirkulär verräth, nach dem alle Honorare auf die Hälfte herabgesetzt werden und die Mitarbeiter ihre Einsendungen frankiren sollen! Mein Blatt ist wohlfeil, wird im Bestreben nach innerer Güte nichts vermissen lassen und der Zudrang zum Abonnement ist enorm. Die Bestellungen laufen zu 20, 30, 40 ein. Hier hat man bis zu den untersten Ständen von den höchsten an bestellt. Brockhaus druckte 10,000 und läßt schon die 2te Auflage abziehen. Die HH. Grenzboten werden wieder einmal erleben, daß ich zum deutschen Volke ganz anders stehe, als sie sich einbilden. Gebe mir nur der Himmel Muth und Gewandtheit, den guten Glauben an mich wahrzumachen nach Kräften! Können Sie mir vielleicht Erzählungstalente zuweisen, so bitt' ich darum. Auch Ihnen selbst sei das Organ bestens empfohlen.

Sind Sie mit Hülsen nicht zu streng? Im Opern-

hause läßt sich nichts geben. Freilich hätte man einen Saal acquiriren sollen. Es giebt deren königliche genug, z. B. im Marstall glaub' ich auf der Breitenstraße. Der Zustand der Regie soll freilich schrecklich sein. Der König scheint die Bühne absichtlich gering zu achten. Wie vortrefflich war Ihr Wort über die Frechheit, einem Tabakshandlungscommis ein Privileg zu geben! In Paris, selbst in Wien wagte man so etwas nicht.

Ed. Devrient geht nach Carlsruhe, aber ohne zu spielen. Ein Beweis, daß sein Princip: „Direktor müsse ein Schauspieler sein" unhaltbar ist. Man hat ihn als intelligenten Mann und mehr als Schriftsteller engagirt, denn als Schauspieler.

Emil Devrient ist der Fluch der hiesigen Bühne. Am 1. November geht er schon wieder auf Urlaub! Ihn zu ersetzen, wagt man nicht und ernstlich gehört er der Anstalt nicht an. Das Repertoir ist jämmerlich.

Meine Diakonissin, die ich erst an 3—4 Bühnen gesandt habe, hab' ich bedeutend umgearbeitet. Ich werde von Tag zu Tag ängstlicher, vielleicht richtiger gesagt gewissenhafter. Bitte, sagen Sie nichts darüber! Die Makkabäer von Ludwig sind kein gutes Stück. Sie sind interesselos und in den allerschwunglosesten Versen geschrieben. Er hätte auf seinem

Terrain der kleinen Idylle des Volkslebens bleiben sollen.

Erfreuen Sie mich einmal mit ein paar Zeilen.

Zum Schluß noch die Bitte um Abdruck der Anlage. Dem armen Duller geht es schlecht und auch dem Verleger seiner Vaterl. Geschichte wünscht' ich, daß die Unternehmung ginge. Bitte, drucken Sie die empfehlende Notiz ab.

Viele Grüße vom Hause!

Ihr

Dresden, 25. Sept. 52. Gutzkow.

Mein lieber Freund!

Mein Blatt hat jetzt 3000 Abonnenten und wird, wie Brockhaus versichert, noch ansehnlich steigen. Ich bin über die Nothwendigkeit, mich so zersplittern und anstrengen zu müssen, nicht glücklich; indessen glaub' ich, ist das Blatt meiner nicht unwürdig. Es ist dem Literaten uninteressant, weil es keine Notizen und wenig Polemik bringt; aber das Publikum scheint zufrieden.

Meine „Diakonissin" hab' ich zurückgezogen. Das Stück trägt alle Spuren einer Melancholie, die mich oft des Lebens überdrüssig macht. Die Fadheiten

unseres gegenwärtigen Bühnenrepertoirs mitzumachen bin ich nicht im Stande. Der Ernst des Lebens drückt mich so, daß ich schwerlich jemals wieder für Bühnenproduktion die alte Harmlosigkeit gewinne: Dingelstedt schilt mich freilich und sagt: ich ginge in meiner Furcht vor der Bühne zu weit; er hoffe von dem Stücke bei guter Besetzung einen großen Erfolg; ich mag aber nichts mehr auf den Brettern wagen und versende daher das Stück nicht.

Nächstens einmal mehr.

Herzlich und immerdar

Ihr

Dresden, d. 7. Nov. 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund.

Wie lange, lange hab' ich Ihnen nicht geschrieben! Ich war zu sehr in Anspruch genommen. Ein großes historisches Drama, an dessen Gestaltung ich schon seit Jahren arbeite, nahm mich den Winter über so in Anspruch, daß ich mir kaum die Zeit für mein Blatt erübrigen konnte. Correspondenz, Gesellschaft, Umgang, alles gerieth in Stocken. Jetzt bin ich mit der Arbeit so ziemlich zu Ende und die ersten Athemzüge einer freieren Stimmung widme ich Ihnen.

Die „Unterhaltungen“ sind nahe an 5000. Ich werde mich ihnen jetzt noch nachdrücklicher widmen. Meine Tantième beginnt erst mit 5000. Ich gebe viel Geld für Mitarbeiterschaft aus. Vom 1. April beginnt eine Novelle von Auerbach.

Meine Theateraktien stehen, da ich die Diakonissin nicht vertrieb, flau. Das Friedr. Wilhelmst. Theater machte den Coup, sich den formlosen, flüchtig hingeworfenen Königslieutenant aufzugreifen und brachte schon 10 volle Häuser. Was hab' ich davon! Das Stück ist gedruckt. Auf eine Erinnerung an Noblesse, Anstand u. dgl. m. schickte mir Deichmann eine sogenannte Tantième. Ich weiß nicht, nach welchem Maaßstab; aber die Summe war so unbedeutend, daß man sie nicht nennen kann. Am Hoftheater soll es nun mit Dampf gehen. Wird Düringer das hineinbringen, was dort fehlt? Kennt Düringer das Terrain? Es wird ein pis-aller sein, weiter nichts.

Sagen Sie mir doch aufrichtig, ist das Hamburger Theater wohl fähig, ein Stück im großen historischen Styl zu geben? Hat es einen durchgreifenden Helden, einen Charakterspieler (Philipp und Don Carlos) und zwei weibliche junge Heroinen? Da ich wegen Emil Devrient's Gastspielfahrten erst im Herbst hier auf eine Darstellung meines neuen Stückes rechnen kann, möcht' ich einen Versuch mit Auswärts wagen.

Ich denke, daß wir nun in eifrigere und fleißige Mittheilung wieder kommen, verspreche wenigstens von meiner Seite, daß mein neues heutiges Lebenszeichen nur ein Anfang zum Bessern sein soll.

Herzlich und treu

Ihr

Dresden, d. 18. März 53. Gutzkow.

Mein theurer Freund.

Ueber den wie ich fast annehmen muß nicht besonders erfreulich gewesenen Erfolg meines Perez in Stuttgart sind Sie mit gewohnter Schonung hinweggegangen. Zwar ist der Verbreiter der unfreundlichen Beurtheilungen Herr Schilling, seit Jahr und Tag ein Feind von mir, indessen kann ich mir wohl denken, daß das Sujet einen strengen und herben Eindruck macht. Der Vorwurf, ich hätte Schillern nachgeahmt, ist ganz widersinnig. In einem Drama, wo die bedeutendsten Gestalten des Don Carlos wieder auftreten, kann die Aehnlichkeit nicht ausbleiben, ja ich habe, um dem Leser und Hörer eine fremdartige Welt möglichst heimisch zu machen, diese Aehnlichkeit in vielen Dingen sogar absichtlich gesucht.

Mein Blatt nimmt mich sehr in Anspruch. Die Nothwendigkeit, es so zu halten, daß seine 5000 Abnehmer dauernd gefesselt bleiben, ist sehr drückend und schafft mir, da ich die meisten Arbeiten ganz umgestalten muß, viele Verdrießlichkeiten.

Briefe von mir können Ihnen nicht viel Freude machen. Sie hören, wie verstimmt ich bin. Wären Sie hier, gäbe es Augenblicke des Scherzes noch genug, aber sie kommen episodisch. Die Grundmelodie ist tägliche Plackerei, Sorge, Freudlosigkeit.

Ich habe heute die Bölte bei mir zu Mittag und — Hebbeln. Sie werden staunen. Nach 10-jähriger Divergenz schrieb er aus Wien an mich, schickte mir seine Anerkennung der Ritter v. G. im 7ten Bde. der Feuchtersleben'schen Werke und besuchte mich hier. Er ist recht verwittert nach Außen hin. Daß er's innerlich noch aushält, obgleich ihm doch all seine Unternehmungen schiefgehen, liegt an der heitern Zerstreuung der Komödiantenwirthschaft, in die er hineingeheirathet hat und an der Sicherung seiner Existenz eben durch diese Heirath. Ich bitte aber, über diese Annäherung und die eben mitgetheilte Ansicht nichts zu sagen, außer was allenfalls literarisch ist, sein Urtheil über die neuere Literatur, eben in jenem Buche.

Nun lieber Freund, gehe es Ihnen wohl und

seien Sie immer eingedenk meiner Freundschaft und wahren Anhänglichkeit. Unveränderlich

Ihr aufrichtiger

Dresden, d. 3. Juli 53. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund!

Ich lese in Dresdener Blättern, daß Sie die Absicht haben, Vorlesungen über die neure Periode der „Geistreichen" zu halten. Vergeben Sie meiner Aufrichtigkeit, die sich fortreißen läßt, sich bei Ihnen über ein solches Vorhaben zu beklagen. Wie, Sie selbst gehören den neuen Literaturentwickelungen an und Sie greifen aus dem Munde ihrer Gegner ein Wort auf, das nur zum Spott gebraucht worden ist, ein Wort der Verkleinerung und Herabsetzung!

Daß der Dichter auch geistreich sein solle, war von jeher die Forderung der alten Aesthetik. Luther und seine Zeit nannten sogar „scharfsinnig" (ingeniosus) jenes feine, geistreiche Etwas, das ihm vom Dichter unzertrennlich schien. Erst wir, die wir die Volkspoesie und mit großem Unrecht über alles gesetzt haben, desavouiren im Wesen des Dichters das „Geistreiche"! Als wenn nicht grade im Geistreichen Shakesspeares Kraft läge! Das „Geistreiche" ist der

unerläßliche Begleiter des Genialen und Poetischen, ja die höchste Poesie ist in gewissem Sinne immer Witz. Lesen Sie Opitz, lesen Sie die Franzosen, „geistreich“ und spirituel ist ihnen der wahre Dichter noch auf dem Standpunkt der Erhabenheit! Und in der That die Psalmen Davids sind „geistreich“, ebenso wie Lear's Wahnsinn es ist.

Sie wissen doch, daß Jul. Schmidt diese Kategorie aufgebracht hat, um die poetische Impotenz zu charakterisiren, die statt der Poesie nur ein Surrogat giebt. Auerbach hatte stets den Spott auf die „Geistreichen“ im Munde. Auch mir wollte man damit ein Stigma aufdrücken. Zum Glück kann man Herrn Freytag eine Incarnation der Geistreichen nennen; daß der Witz an und für sich allein nicht eben viel schaffen und hervorbringen kann, beweist sein im Grunde nur wenig ausgiebiges, wenn auch weise geschultes Talent. Aber die neue moderne Poesie muß den Charakter des Geistreichen tragen. Es kommt nur auf die richtige Definition an. Emilia Galotti ist eine „geistreiche“ moderne Salontragödie.

Beruhigen Sie mich, theurer Freund, daß Sie vor einer Stadt, wie Dresden, vor so vielen Gegnern der neuen Literatur, den Herren Klee, Hettner, Baudissin u. s. w. nicht Ihre eigne Abstammung preisgeben und die Geistreichen „als ohnmächtige

poetische Hämlinge hinstellen". Es giebt derer genug, die für ihr sonstiges Nichtvermögen durch das Wort „geistreich" entschuldigt wurden; aber man sollte ein so edles Wort und einen so edlen Begriff dazu nicht misbrauchen, sondern Phraseur, Reflektant oder Aehnliches dafür brauchen. Die Hauptquelle dieser gestaltenlosen Romanwelt ist „Woldemar" von Jacobi.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und unsre gemeinschaftlichen Freunde. Werden wir hier bald Hölderlin haben? Für die Idee, von Morgens 11 Uhr an bis Abends 10 Wallenstein zu sehen, bin ich nicht Grieche genug. Ich werde Schillern erst um 6 Uhr Abends ehren. Meinen Wullenweber wollte Dingelstedt geben. Da er nicht zum heutigen Reformationsfest herauskommen konnte, hab' ich ihn zum nächstjährigen zu bestimmen gebeten. Den Hebbel-Preis haben die gothaischen Aesthetiker, Freytag, Momsen u. s. w. durchgesetzt. Ich gönne dem Anmaßendsten der Anmaßenden von Herzen 1000 Thaler, halte aber diesen Preis für ein trauriges Verhinderungsmittel, daß sich Dramatiker von Ehrgeiz und Ruf ferner noch mit der Bühne beschäftigen. Der dramatischen Produktion ist jetzt die Harmlosigkeit genommen.

Finden Sie einmal Zeit zu einigen Zeilen, so erfreuen Sie Ihren alten, treu anhänglichen

Weimar, 31. Oktbr. Gutzkow.

Verehrter, lieber Freund! Mein gestriges Telegramm werden Sie erhalten haben. Ich wiederhole meinen Dank für die überraschende ehrenvolle Aufforderung und bitte, diesen insbesondere auch Herrn Staatsrath von Kotzebue auszusprechen für seine gütige Bereitwilligkeit, mich bei sich als Gast aufnehmen zu wollen.

Wie gern ich im Kreise alter und neuer Freunde am 17. d. verweilen würde, können Sie sich wohl denken. Erinnerungen, die mir durch Ihnen bekannte Einflüsse hier methodisch vergällt werden, würde ich dort in traulicher und beglückender Weise feiern. Ich brauchte dabei nicht meiner eignen geringen Verdienste zu gedenken, sondern der allgemeinen Entwickelungsbedingungen unsres modernen Schaffens, an denen wir alle betheiligt sind. Wenn nun auch die Herren von Könneritz und Pabst gedacht haben mögen: Nun kommt am Ende Jeder mit seinem 25jährigen Jubiläum! So kann ich doch wohl sagen, daß am 15. Juli 39 die in Weltauffassung, Doktrin und ganzem Styl „neue“ oder „junge“ Literatur zum erstenmale in eine Bühnenwelt eintrat, wo seither ein anderer Geist geweht hatte und selbst durch Immermann, Raupach, Halm, J. Mosen u. A. nur Weiterungen früherer Bühnentraditionen gegeben waren. Die Andern sind dann nach mir gekommen, eine

Thatsache, die feststeht, wenn sie's auch besser gemacht haben mögen.

Da ich leidend bin, befürchte ich zunächst Aufregung. Dann besorg' ich Misdeutung, als triebe mich ein Verlangen gefeiert zu werden. Die Kunde von 25ster Jährung meiner Anfänge hab' ich nicht in die Blätter gebracht. Ich wußte ja, daß bei Benedix ein Comité von Bühnenleitern agitirte, vor allem Küstner's Betriebsamkeit und daß dort die Endabsicht eine Geldsammlung war. Bei mir konnte ich eher eine geheime Abwiegelung der Theilnahme erwarten, deren Wirkung auch in Ihrem Dresdener Repertoir ersichtlich ist.

Wohl drängt mich alles, so manche ernste Frage mit Ihnen und dem literarischen Verein durchzusprechen. Am Shakespeareverein nehm' ich den lebhaftesten Antheil. Vorläufig stört mich nur der Name. Hat man sich auch bei Nennung des Namens Shakesspeare grade in Weimar gewöhnen müssen, dabei an so Vieles zu denken, was mit Shakespeare am allerwenigsten zusammenhängt, so hätt' ich doch ebendeßhalb gern gesehen, daß man hier nicht sagte: die moderne Tantième an Shakespeare anzuknüpfen ist doch noch gewagter. Aber die Bestrebung selbst ist die verdienstvollste und ich warte nur auf eine Gelegenheit, mich durch Thaten zu betheiligen. In

meinen Unterhaltungen a. h. H. s. Jahrgang 58, SS. 751 flgd. findet sich schon ein Anfang zu einer Art „Petition der dramatischen Autorenrechte".

Vertreten Sie in beiden Kreisen, in der Liter. Gesellschaft und im Shakespeareverein, Ihren herzlich grüßenden und treu ergebenen

Weimar, 11. Juli 64. Gutzkow.

Lieber Freund, hier regnet es und ich bezweifelte das Stattfinden Ihrer Excursion nach Loschwitz. Mein Telegramm hat hoffentlich keine Druckfehler. Ich wiederhole es deshalb:

Dem literarischen Verein
Am regnerischen 19. Juli.

Bewölkter Himmel, grauer Nebel, Regen —!
Nur innen strahlt der Sonne goldnes Licht.
Und wenn sie nicht durch ihre Schleier bricht,
Nicht Loschwitz lockt mit seinen Blumenwegen,
Dann dank' ich Eurem Vorsatz! In dem Bilde
Der „fünf und zwanzig Jahre" liegt es schon:
Gewollt' zu haben fand der Liebe Lohn!
So nehm' ich für empfangen Eure Milde.

K. G.

Fand der Ausflug dennoch statt, um so ehrenvoller.

Mein Ehrentag ist recht erfreulich vorübergegangen, trotz Herrn Dingelstedt, der ihn ignorirte. Selbst einige seiner Schauspieler haben gewagt, Glück zu wünschen und zu telegraphiren. Ein Handschreiben des Großherzogs war wohlgemeint.

Ich habe 8 Tage zu thun, um alle Briefe und Telegramme zu beantworten.

Dank und Gruß

von Ihrem „Jubelgreise"

Weimar, d. 19/7. 67. Gutzkow.

Lieber Freund, fast möchte ich sagen, daß ich Ihre lieben Zeilen kaum verdient habe. Denn seit meiner Rückkehr ins Leben habe ich wenig oder nichts gethan, mir meine alten Freunde zu erhalten. Die Stimmung aber, in der ich mich befunden habe, denk' ich, sollte mich entschuldigen. Jeder Feinfühlende, jeder, der einem Irrwege im Menschenleben mit psychologischem Blick nachzuwandeln versteht, muß sich vorstellen können, wie düster und traurig es in meinem Innern ausgesehen hat und wie — es noch aussieht.

Ich bin aus meinen gewohnten Bahnen heraus. Ueberall tritt mir der Ruf meines Innern entgegen:

Dies und das ist dir fürder unmöglich —! Zur inneren Vollkommenheit und Reife für eine andre Welt mag diese Einengung und Beschränkung gut sein. Aber wir leben in einer diesseitigen Welt und ein Schriftsteller vollends soll sich tummeln und die Hände nicht in den Schooß legen. Einstweilen beschäftigte mich mein Buch Hohen Schwangau mit seinem gelehrten, auch mannichfach zerstreuenden Apparat. Ich bin nun fertig damit und bin selbst begierig, was weiter werden wird.

Ich habe Brockhaus den Auftrag gegeben, Ihnen Bd. 1—4 und im April Band V. zu senden. Auch das schon vor Jahren gewünschte „Novellenbuch" soll beigelegt werden. Ich selbst besitze leider kein Exemplar.

Sie haben sich schwer von Dresden getrennt. Aber vergessen Sie nicht, Dresden ist keine Stadt, die literarisch ernähren kann oder man müßte sehr, sehr tief hinuntersteigen. Anders wäre es, wenn Ihre Einnahmen Ihnen gestatten würden, dort nur zu privatisiren. Siegel hatte, mein' ich doch, den Ton verfehlt, wie man in den Tagen von 1866 reden sollte. Es gab im Gefühl der Sachsen doch mehr zu schonen, als nur etwa den König und seine falsche Politik.

Ich kenne von Ihren neueren Arbeiten nur die Journalartikel, die ich in den wenigen Blättern, die

ich lese, finde. Wie urtheilen Sie über Laube's fanatische Selbstlobhudelei? Der Mann glaubt als Direktor des Burgtheaters das Höchste geleistet zu haben, während sein Selbstvertrauen zur Tyrannei für die Anstalt wurde. Niemand ist rücksichtsloser, abstoßender, ja frecher von ihm behandelt worden, als ich. Aeußern Sie aber hierüber nichts, am wenigsten seinem Hamburger Chargé d'affaires Heller. Sonst empfinde ich seine Rachsucht noch mehr, als schon jetzt. Noch bin ich ohne Organ und scheue Streit.

In alter unveränderter Freundschaft

Ihr

Gutzkow.

Kesselstadt bei Hanau a/Main den 14/2. 68.

Lieber theurer Freund, Ihre letzten Zeilen haben mich wahrhaft beglückt. Ich sah eine Wirkung meiner schmerzlichen Lebenserfahrungen, den Rückhall meiner Beobachtungen in Ihrem eigenen Gemüth. Daß sie da auch Trauer wecken konnten, milderte meine Freude in Wehmuth.

Dank auch für Mittheilung der freundlichen Worte Ludmilla's, die also noch immer der deutschen Luft nicht traut. Die neuen Publikationen aus dem Nachlaß ihres Onkels habe ich noch nicht gesehen.

Haben Sie Nachsicht mit mir, lieber Freund, und stellen Sie sich auf meinen Standpunkt, wenn ich Ihnen jetzt bekenne, daß mich das Ausbleiben der versprochenen Empfehlung meines Büchleins in Ihrem so wirksamen Organ recht peinlich berührt. Sie wissen, ich habe zwar nicht mit Brockhaus gebrochen, aber doch versuchsweise einmal einen andern Verleger genommen. Mir muß aber daran liegen, daß Cotta von dem Erfolg des Büchleins befriedigt wird. Geht es nicht, so habe ich nach zwei Seiten hin, bei Brockhaus und bei Cotta, einen faux-pas gethan.

Erzählende Sachen machen ihren Weg. Die Leihbibliotheken sind eine gebahnte Straße. Anders mit einem Büchlein, wie dem neuen. Es kann möglicherweise ganz liegen bleiben, wenn nicht die erste buchhändlerische Operation, das Versenden durch die Sortimentisten, sofort, gleichsam auf frischer That und parallellaufend durch die Kritik unterstützt wird. Wie würden Sie mir genützt haben, hätten Sie schon vor 14 Tagen einige freundliche Worte gebracht! Die Zeit ist noch nicht zu spät. Aber in dieser Woche wenigstens müßte die Anzeige kommen. Sonst ist die Kritik wol für mich und die engere Literaturgemeinde von Werth, aber nicht für die Leute, auf welche der Sortimenter rechnet, wenn er seine Novitäten an die wenigen Leute sendet, die Bücher kaufen.

Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Freund, und halten Sie mich nicht für lobgierig. Ich bin indolenter als je gegen Lob oder Tadel. Aber diesmal ist meine Lage peinlich, dem neuen Verleger gegenüber, der Vertrauen gewinnen soll, dem alten, der seine Schadenfreude nicht verhehlen würde, wenn der Versuch, mich vom immer mechanischer und Fabrik gewordenen Brockhaus'schen Geschäft etwas frei zu machen, scheiterte.

Sie wissen ja nur zu gut, lieber Freund, wie unsere Existenz, unsere Ruhe und unser häusliches Glück von diesen Dingen abhängig sind!

In Herzlichkeit

Ihr Gutzkow.

Kesselstadt-Hanau, d. 21. Sept. 68.

Lieber theurer Freund, Sie haben mir ja heute eine höchst angenehme Ueberraschung bereitet durch Uebersendung der Reform. Den Erkenntnißbaum grade zur Weihnachtszeit wieder in Erinnerung zu bringen, war ein höchst liebenswürdiger Gedanke. Das Buch macht Glück. Gegen Ostern wird eine 3te Auflage heraustreten. Ich danke Ihnen wiederholt, daß auch Sie durch Ihre erste Empfehlung zum Erfolge soviel beitrugen.

Ich bin unausgesetzt thätig und muß es sein. Die Literaturbriefe, die ich in der Gartenlaube bringen werde, bot mir Keil an. Ich selbst fühle mich nicht mehr so üppig, daß es mich hätte drängen sollen, mir wieder neue Feinde zu machen außer den alten, die ebenfalls sich melden werden. Ich dachte aber, wer weiß, wer dann in dem so außerordentlich verbreiteten Blatt die wichtige Mission überkommt, und sagte zu, als Keil Entscheidung wollte und erklärte, wenn ich nicht wollte, müßte er an einen Andern gehen. Prutz und Heyse schienen hinter ihm zu warten und so entschloß ich mich zu einer Arbeit, die mir viel Verdruß machen wird. Denn mein Trieb ist eigentlich der, Niemand wehe thun zu wollen. Bedarf ich doch selbst der Nachsicht genug.

Eine Frage im Vertrauen: Ich lege großen Werth auf Herrn Richter's mir immer bewiesene Freundlichkeit. Ist er im Punkte Hamerlings empfindlich? Ich kenne den König von Sion bis jetzt nur aus einer Rezension. So schön die Form sein wird, so misfällt mir die Entstellung der Geschichte. Dinge und Personen, die so craß dastehen wie die münster'schen Wiedertäufergräuel, muß man lassen, wie sie waren. Höchstens konnte man der Oper gestatten, aus dem schlimmen Narren Jan von Leyden einen Profeten und schmachtenden Tenor zu machen.

Vom Theater zu sprechen, Sie haben wol gelesen, daß ich ein Lustspiel „Der westfälische Friede“ geschrieben habe. Zur ungünstigsten Zeit, da die wiener Preisstücke, Benedix, J. Rosen dominiren. Die Bühnen gehen denn auch sehr langsam daran. Hülsen hat nach 2 Monaten noch nicht geantwortet und von Düringer kann ich nur Ablehnung gewärtigen. Zunächst will Mannheim den Versuch machen. Ich sage Versuch. Denn die Arbeit muß wol ihre Mislichkeiten haben, obschon manches Urtheil recht dafür einsteht. Ihr Hübner vom Thaliatheater hat wegwerfend darüber geurtheilt und Ihr gefeierter Maurice gar nicht geantwortet. Es scheint, dieser als Musterdirektor Gepriesene ahmt nur nach, was Wien und Berlin bringen. Ich bin versucht, das Stück dem Stadttheater anzubieten, wo ohnehin Görner, wenn er noch spielt und — spielen kann (d. h. lernen!) eine ganz für ihn geeignete Rolle in dem Stück finden würde. Was rathen Sie mir? Bringt das Stadttheater ein feines Lustspiel entsprechend heraus? Von Maurice habe ich noch nie etwas gehabt, nie einen Vorschub, nie eine Förderung. Daß er aber jetzt meine Stücke giebt, da soll er sich die Schauspieler danken lassen, die darin Rollen haben. Ich danke ihm für nichts und hab' ihm nichts zu danken. Dagegen hab' ich vom Stadttheater freundliche Erinnerungen. In der Zeit meines Leids gab

man dort für mich eine Vorstellung, Maurice meines Wissens that nichts.

Was plaudre ich aber! Es ist Sylvesterabend und ich schließe den letzten Brief im Jahre, um hinunterzugehen zu den Meinen (mein ältester Sohn ist auch da) und beim Vier-Elemente-Trank auch Sie und Ihre liebe Frau leben zu lassen. Bringe Ihnen das Neue Jahr Glück und Segen.

Immerdar Ihr treuer

Gutzkow.

Kesselstadt-Hanau d. 31. Dez. 68.

Verehrter Freund!

Als Sie Ihre ehrenvolle, einflußreiche Stellung antraten, hatte es mich recht betrübt, daß Sie keine Veranlassung fanden, Ihr neues Wirken auch mit mir in irgend eine Verbindung zu bringen. Und wenn es nur eine Mittheilung über die Vorsätze gewesen wäre, mit denen Sie in Ihr Amt eintraten. Sie haben so viele Jahre Veranlassung gehabt und Gelegenheit zu sehen, wie auch ich zu denen gehörte, die um ein paar verfehlte Arbeiten sogleich mit herzloser Kälte von den Theatervorständen zurückgesetzt wurden, Sie wissen, was man unter Laube und Hülsen

zu leiden hatte, sahen noch vor 2 Jahren, wie ich mit einem darstellbaren Stück, das Sie lasen, selbst bei Denen ins Wasser fiel, die nicht nöthig haben, von „Erfolgen“, vollen Häusern, Wiederholungen zu leben. Ich hatte nun recht gehofft, Sie würden sich auch einmal mit den 20 Dramen, die ich geschrieben habe, beschäftigdn und eines oder das andre wieder ins Leben rufen — aber diese Hoffnung war vergebens.

Inzwischen ist die Reihe an mich gekommen, die Initiative zu ergreifen, und vor allen Dingen will ich wünschen, daß Sie diese Zeilen in alter, unveränderter freundschaftlicher Gesinnung empfangen mögen.

Ich habe ein Stück geschrieben: „Der Gefangene von Metz“, historisch, halb und halb Lustspiel, wenn auch mit ernsteren Motiven. Ich nenne es „vaterländisches Lustspiel“. Der Ton à la Donna Diana, in Versen.

Das wahre Terrain dieser Arbeit ist die hiesige Bühne. Die Heldin ist eine Brandenburgische Prinzessin. Dennoch wird sie für jede Bühne passen, die nicht grade den Preußischen Namen haßt und hassen soll, wie Wien. Mit Hülsen aber kennen Sie den Verkehr. Wer einmal dort oben war im Bureau, dem wird es hoffnungslos zu Muthe. Immer liegt auch eine Masse angenommener Stücke vor. Herrn

Hein, der jetzt regiert, wird der Hof von allen Seiten gemacht. Titus Ullrich ist an Einfluß eine Null. Schauspieler von Ehrgeiz, die wie in alten Tagen die Devrient, Baison u. A. etwas durchsetzen, sind nicht da oder ich kenne sie nicht.

Kurz — das fragliche Stück wird eben gedruckt (auch wieder ein Umstand zum Verzweifeln!) und kann Ende der nächsten Woche versendet werden.

Könnte ich da nun wol darauf rechnen, daß Sie sich die Bitte: Befördern Sie diese Arbeit! mit besonderem Eifer zu Herzen nehmen und schon jetzt Anstalten treffen, das Stück, wenn es Ihnen gefällt, sofort herauszubringen? Wir brauchen eine Heldin von Kraft, Wittwe und Mutter aber doch noch jung und angenehm. Wenn ich auf hier reflektire, so dachte ich an die Erhartt. Die Jachmann ist zu alt. Wie stehen Sie mit Löwe? Haben Sie einen Ersatz für Grunert?

Sie sehen, ich bin mitten in Ihre Thätigkeit hineingerathen und will wünschen, daß Sie sich veranlaßt fühlen können, meiner einmal zu gedenken und mich einen Brief empfangen zu lassen, den Sie in Ihrer neuen Eigenschaft geschrieben haben. Schreiben Sie mir: Mein ganzes Repertoir für den Winter ist schon entworfen! so ist allerdings auch die Pointe dieser meiner Zeilen verfehlt.

Vom Kriege wollen wir nicht reden. Der literarische Produzent leidet entsetzlich darunter. Wären Sie noch Journalist, würde Ihnen der Red. der Reform sagen: Jetzt können wir kein Feuilleton brauchen! Man druckt die „Feldpostbriefe“, die in der Nachbarschaft der Redaktion eintreffen, ab; jeder Tornister ist ein Mitarbeiter geworden.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und machen Sie Einiges gut an Ihrem

alten und alternden

Berlin, d. 27/10. 70. Gutzkow.

Lieber, theurer Freund, wenn ich Ihnen damit wehe gethan habe, daß ich unter den Glückwünschenden in diesem Winter fehlte, so bitte ich um Verzeihung. Ich war in meinen hiesigen Verhältnissen neu, hatte übermäßig mit deren Begründung zu thun und zugleich saß mir die Romanzeitung auf den Fersen, für die ich meinen Roman Die Söhne Pestalozzi's druckreif zu machen hatte. Auch glaubte ich, Sie würden ein Circulär oder ein Programm erlassen und wie ich Ihnen schon neulich schrieb mit Ihren alten Collegen selbst in Verbindung treten. Dann wollte ich ausführlich schreiben.

Die Schwierigkeit Ihres Terrains kenne ich. Das

Schlimmste mögen die unzulänglichen Mittel und Kräfte sein. Im April vorigen Jahres sah ich Gebrüder Foster in Stuttgart, eines der Stücke, die der klassische Grunert construirte, wie seinen in Essig gelegten und zuletzt in einen Akt zusammengeschrumpften Essighändler. Ich war nicht sehr erbaut. Aus dem Ersten Rang (der Hallberger'schen Loge) auf die beiden nackten Brust-Globen der dicken Frau Wentzel sehen zu müssen, war mir für meine anwesende Tochter peinlich. Das mußte nun wol so von Ihnen mit übernommen und hochgehalten werden?

Ich schicke Ihnen sous bande mein Stück, dessen Anblick Sie lachen machen wird. Die Corpulenz der Frau Wentzel in duplo. Hier läßt sich aber nicht blos wegschauen, sondern auch wegschneiden. Aus Furcht vor Hülsen und vor einem Refüs habe ich das Stück hier nicht förmlich eingereicht, doch Direktor Hein lesen lassen. Dieser versichert mich, daß es gegeben wird. Doch traue ich dem Frieden nicht und sähe gern, wenn einige Bühnen auswärts Ernst machten und die Gelegenheitsarbeit rasch herausbrächten.

Besuchen franz. Kriegsgefangene Ihr Theater? Im Wesentlichen* beleidigt sie ja Prinz Aumale nicht. Die Moral des Ganzen: die Gefangenen lernen Deutschland lieben und achten, werden sie ja wol gelten lassen und Ihr Hof auch.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und thun Sie etwas für Ihren alten treu verbundenen

Berlin, d. 7. Nov. 70. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund!

Sie können sich wol denken, wie sehr ich auf Ihr Urtheil Werth lege. Ich überlege mir alles reiflich, was Sie mir geschrieben, und will mir herausnehmen, was mich davon fördern kann.

„Nicht leicht zu verstehen" — das wäre allerdings fatal. Die Totalwirkung dachte ich mir basirt auf das Gallerie-Gefühl — Sie wissen, die Hamburger Gallerie soll bekanntlich der beste Maßstab für ein Stück sein: Wir wollen doch sehen, wie's die Frau mit ihren geringen Mitteln anfängt, den Kerl festzuhalten! Voilà tout.

Die frische Theilnahme für die Herzogin dachte ich mir nachhaltig wirkend. Natürlich muß diese durch Persönlichkeit und Spiel gewonnen werden. Dominirt sie nicht und gehört nicht gleichsam der Abend ihr, so ist der Zweck des Ganzen nicht erreicht. Mit dem genannten Interesse parallel soll dann die patriotische Stimmung gehen. Das Ganze ist ein Gelegenheitsstück.

„Laube'sche Umständlichkeit". Das ist dann nur Sache der Regie. Sie muß eben sich Mühe geben und scenische Phantasie entwickeln. Thut man's doch in der Oper, warum nicht im Schauspiel?

Der Franzose „leichtsinniger". Das, theurer Freund, schien mir nicht edel zu sein. Ich wollte es nicht machen, wie unsre heutigen Volksbühnen, die nun auf dem Ueberwundenen herumtrampeln. „Achtung vor deutscher Weiblichkeit". Das führt mich auf einen Gedanken, den ich noch ausführen will. Der Friede zeigt ihm allerdings schon deutsche Frauenwürde. Aber ich könnte von Ihrer Bemerkung ein Motiv hernehmen, um auf S. 98 des Buchs den Prinzen nicht so passiv zu lassen, sondern ihn selbst gestachelt werden lassen, an der Herzogin seine Unwiderstehlichkeit zu prüfen. An der Pointe, daß es nicht auf die „Tugend" der Deutschen ankommen soll, sondern auf ihre größere Geistigkeit mag ich nichts ändern. Die „Krönung" ist doch wohl in der Macht einer geistigen Persönlichkeit S. 134 angegeben.

Selbstverständlich habe ich radikal gekürzt und mehr als total 25 Seiten gestrichen. Daraufhin hat Hülsen das Stück angenommen und bringt es wahrscheinlich zeitig, da sich Hein und Ullrich dafür interessiren. Ullrich zeigte eine große Wärme für die Arbeit. Den übermäßig beschäftigten Hülsen habe ich

selbst nicht gesprochen. Er schrieb mir vorgestern das willkommene Angenommen.

Ich schicke Ihnen nun spätestens bis morgen sous bande ein gestrichenes Exemplar, bei welchem ich versuchen werde, erst noch für die obige Verbesserung, die ich Ihnen danke, etwas zu ändern.

Bitten Sie Löwe die kleine, aber das ganze Stück tragende Rolle des Albrecht zu spielen, dessen Porträt ich beilege. Der Bart ganz roth. Hier Berndal.

Wenn Sie meine Kürzungen haben, sollten Sie getrost ans Ausschreibenlassen der Rollen gehen. Bis zum Ansetzen des Stücks ist Friede und die böse antipreußische Stimmung Ihres Hofs wol auch schon wieder modificirt.

In Herzlichkeit und für jede Förderung dieser Sache schon jetzt dankend

Ihr

Berlin, 18. Nov. 70. Gutzkow.

Theurer Freund, Sie werden wol schon in den Blättern gelesen haben, daß mein Stück zwar am 10. d. unbeschädigt durchgekommen ist, aber nicht „Erfolg“ hatte und von der Kritik verworfen wird.

Der erste Akt verlief glänzend. Alle hervorgerufen. Von Act II. hatte man einen andern Gang der Handlung erwartet. Das lange Spiel im Finstern verdroß. Matter Aktschluß. Act III. und IV. hoben sich zwar wieder zu Hervorrufungen, aber der Endbeifall war matt und die Kritik — rast! Fontane in der Voss. Ztg. ruft förmlich die Polizey zu Hülfe in einem canailleuse Artikel, dessen geheimen Inspirator, einen von mir in meinen „Söhnen Pestalozzi's" geschilderten Schulrath, Mitglied des Verwaltungsraths der Schillerstiftung, seinen intimsten Freund, ich kenne.

Da Sie nun ohnehin eine Menge andrer Stücke und Unternehmungen vorher erst abthun wollten, so ist ja Beibehalten oder Nichtbeibehalten Ihrer Intention keine brennende Frage. Auf jeden Fall schicke ich Ihnen noch 2 Exemplare derjenigen Fassung, wie nun das Stück hier gegeben wurde; das Tempo war rasch und kamen wir von halb 7 bis präcis halb 10 Uhr, bei kurzen Zwischenakten, zu Ende.

Daß Ihre Bestrebungen nicht mehr anerkannt werden, beruht auf dem Haß der Schwaben auf alles Norddeutsche. Ja, wer sich wie Grunert, zum Schmeichler der Genies am Nesenbach macht, der wird ihr Mann. Führen Sie das Zeug von Wechsler in Ulm auf, geben Sie Fischern Gelegenheit, sich für seine horriblen Arbeiten von den Liederkränzlern und

Schullehrern herausrufen zu lassen, so wird man Sie auf Händen tragen. Harren Sie aus!

Mit Herzlichkeit wie immer

Ihr

Berlin, d. 13/1. 71. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund, wie sehr habe ich bedauert, daß ich mir die mehreren interessanten Zuweisungen bedeutender Schauspielkräfte, deren Sie mich kürzlich würdigten, habe entgehen lassen müssen! Wie gerne hätte ich unter anderen Umständen sie im Theater gesehen und gastlich aufgenommen? Aber ich bin ein armer Körper- und Seelenkranker, den nicht blos der Verdruß und die Ungeduld über ein auffallend bergab gehendes körperliches Befinden, (eine räthselhafte Störung im Unterleibe), nicht blos Furcht und Grauen vor Berliner geselligen Winteransprüchen, sondern auch die Ohnmacht des Einzelnen, den Kampf mit wuthentbrannten Verschwörungen, die in ihren Kampfmitteln vollständig das Literaturgebiet verlassen hatten, aufzunehmen, (sehen Sie die letzte Seite von Rutenbergs „Studien und Critiken" [Berlin, 74]) bestimmten, sich allem Peinlichen zu entziehen und nach Italien zu begeben, wo denn freilich die Bequemlichkeiten des nordischen Winters fehlen und ich darüber erst recht

leidend geworden bin. Ich bewohne mit meiner Tochter Selma eine einsame Bergvilla, 2 Meilen etwa von Genua. Der nächste Ort ist Pegli, von wo wir unsere Lebensmittel beziehen, die Selma mit Hülfe einer italienischen Magd zubereitet.

Dank Ihnen, daß Sie nach dem wiener Mißerfolge meinen kleinen Scherz Dschingiskhan nicht bei Seite geworfen haben. Die Hälfte des wiener Publikums erwartete wol eine Tendenz in dem kleinen Spiel und erstaunte, daß ich gleichsam das Lehrerinwerden widerriethe (!!) (in Wien wird alles zu Absichtlichkeiten zugespitzt), die andere Hälfte war böswillig von vornherein und Laube selbst nicht wohlwollend. Wie sorgt dieser Mann für sich und vernachlässigt Andere! Da mich Dingelstedt vom Burgtheaterrepertoir gestrichen hat, weil ich die Reverse nicht unterschrieb, sollte Laube meine Stücke pflegen. Er thut nichts dafür.

Sagen Sie Herrn Pauli und allen geehrten Mitwirkenden meinen Dank! Ohne Zweifel war Zusammenspiel und frischer Glaube an die Sache der freundlichen Aufnahme förderlich. Möchte doch Sorge getragen werden, daß irgendwo in maßgebenden Blättern der letzteren Erwähnung geschieht. Die wiener Aufnahme hat die Bühnen eingeschüchtert.

Ich hoffe, verehrter alter Freund, daß Sie glücklich sind, sich belohnt und gehoben fühlen in Ihrem Beruf.

Die Gerüchte von Ihrem Rücktritt bestätigten sich nicht. Fahren Sie fort, auf einem Posten zu stehen, dessen Schwierigkeit ich kenne, ein treuer Ekkard der alten Begriffe von Kunst und Literatur, der alten Begriffe vom Theater! Laube sollte doch beschämt sein, daß seinem Franzosenthum nur die kleinen Nebentheater folgen, nicht die maßgebenden ersten Bühnen.

Mit herzlicher Empfehlung an Ihre liebe Gattin bin ich mit nochmaligem wärmsten Danke

Ihr treuergebener alter

Gutzkow.

Pegli bei Genua, d. 4. Febr. 74.

Unter der Presse befinden sich von

Feodor Wehl:

„Ruhm im Sterben.“

Ein Beitrag zur Legende des Todes.

Ferner:

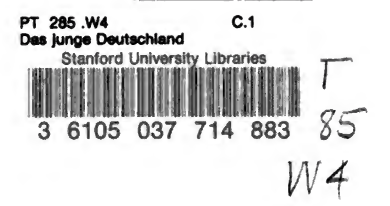
Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Zeitung.

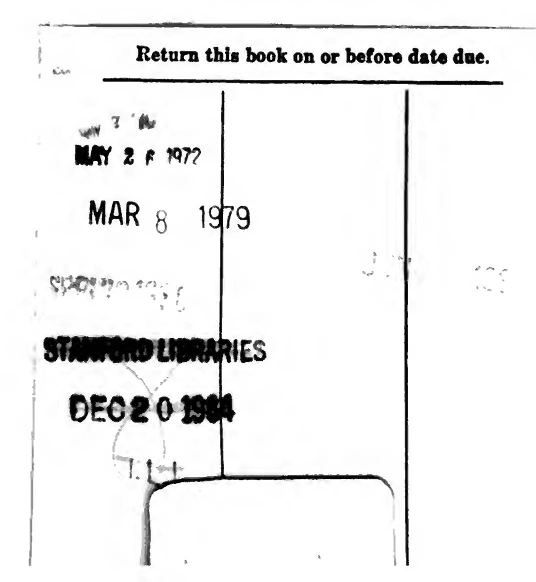
Ein Abschnitt aus meinem Leben.



Hamburg. J. F. Richter.
Verlagsbuchhandlung.

C. F. Gesch.


PT 285 .W4 C.1
Das junge Deutschland
Stanford University Libraries
3 6105 037 714 883
T
85
W4


MAY 2 F 1972
MAR 8 1979
STANFORD LIBRARIES
DEC 2 0 1984

